PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

27. JANUAR 2013

GEDENKTAG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Erbarmen will ich, kein Opfer

(Matthäus 9,13 / Hosea 6,6)

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Aline Seel, Christian Staffa:** Geleitwort – Erinnern und Vergessen. Worte aus Jesaja 43 – gelesen angesichts des Schoa-Gedenktages am 27. Januar

6 **Christian Staffa:** Editorial

I »DenkMal weiter«* – Sinti und Roma, Geschichte und Gegenwart

10 **Wolfgang Wippermann:** »Wir klagen uns an« – Die Kirche und die Verfolgung der Sinti und Roma

13 **Ingrid Schmidt:** »Ein See von Tränen« – Dani Karavans Mahnmal für die ermordeten Sinti und Roma

16 **Ingrid Schmidt:** »Duldung Deluxe. Passport« von Nihad Nino Pušija

18 **Christina Brüning:** Antiziganismus in Schulgeschichtsbüchern

II »Wie kostbar ist deine Freundlichkeit, Gott!«

24 **Beate Barwich:** Jahreslosung 2013: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.« Hebr. 13,14

26 **Matthias Loerbroks:** Predigt über Jeremia 9,11-23 – Französische Friedrichstadtkirche, Septuagesimae 31. Januar 2010

31 **Helmut Ruppel:** »Ja, ich habe an Huld Wohlgefallen, an Schlachtopfern nicht.« – Predigtgedanken zu Matthäus 9,9-13

39 **Helmut Ruppel:** Liturgie zum Sonntag Septuagesimae am 27. Januar 2013, der zugleich Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus ist

45 **Marie Hecke, Christian Keller, Aline Seel, Christian Staffa:** »Wie kostbar ist deine Freundlichkeit, Gott?« – Psalm 36, gelesen angesichts des 27. Januar

51 **Hans-Peter Lemmel:** Ist die Beschneidung von Jungen in Deutschland strafbar?

III Materialien für die Gemeinde

56 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Elses Geschichte – Ein Mädchen überlebt Auschwitz / Jona – Der widerspenstige Prophet und der gnädige Gott / Von Trauer zur Freude – Leitfäden und Texte zu den jüdischen Festen / Gelobtes Land? Land und Staat Israel in der Diskussion / Tübinger Israeltrilogie – Gedichte 1980 – 2012 / Rudolf Frank, Theatermann – Humanist – Magier der Sprache / Marias Panzerhemd und Josefs Hosen / Die Apfelprinzessin

61 **Nadja Onken:** Michael Degen. Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin

IV ASF-Freiwillige berichten

64 **Leonie Barabas-Weil:** Die Klavierlehrerin

66 **Anna-Lena Nickelmann:** Die Erinnerung verbindet uns, die Erinnerung trennt uns.

68 **Vera Khorosheva:** Die Geschichte meines Opas ist auch meine Geschichte.

71 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
72 Autor_innen
73 Impressum, Bild- und Fotonachweise

---

* DenkMal weiter: Titel einer Sinti- und Roma-Kulturveranstaltungsreihe zur Einweihung des Denkmals in Berlin, Oktober 2012

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero[at]asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Erinnern und Vergessen. Worte aus Jesaja 43

gelesen angesichts des Schoa-Gedenktages am 27. Januar 2013

Aline Seel, Christian Staffa

Ich, ich allein bin Gott, ohne mich gibt es keine Rettung. Ich habe es mitgeteilt, ich habe gerettet und habe es hören lassen und war nicht fremd für euch, ihr bezeugt es, Spruch Gottes, dass ich Gott bin. Auch in Zukunft bin ich es und niemand rettet aus meiner Hand. Ich tue es, wer will es rückgängig machen? ... So spricht Gott, der im Meer einen Weg erschafft und in starken Wassern eine Straße: Ausziehen lässt Gott Wagen und Pferd, Macht und Stärke: Sie werden sich zusammen hinlegen und nicht mehr aufstehen, sie verlöschen wie ein Docht erlöscht. Denkt nicht an das Frühere, und auf die Vorzeit achtet nicht! Siehe, ich mache Neues, jetzt sprießt es auf, erkennt ihr es nicht? Ja, ich mache in der Wüste einen Weg, in der Einöde Wasserströme ... Ich, ich bin es, ich tilge deine Vergehen um meinetwillen, und deiner Sünden gedenke ich nicht. Erinnere mich, lasst uns miteinander rechten, erzähle doch, damit du Recht bekommst. (Verse 11-13;16-19 und 25-26)

Ein Jahrestag wie der 27. Januar, der »Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus«, ist ein Tag der Erinnerung. Am 27. Januar 1945 erreichten in den Nachmittagsstunden die Soldaten der Roten Armee in Südpolen das Fabrikgelände von Monowitz und die Lageranlagen von Birkenau und Auschwitz. Sie trafen auf 7000 erschöpfte und kranke Häftlinge – Frauen, Männer und Kinder. Die Täter waren alle geflohen.

So ist dieser Tag Erinnerung an Versagen, Mord und Hass.

»In den Todeslagern ist etwas geschehen, was bis dahin niemand einfach für möglich gehalten hätte. Man hat dort einen tiefen Bereich der Solidarität unter allem berührt, was ein menschliches Antlitz trägt«, hat der Philosoph Jürgen Habermas den Angriff auf den Mit-Menschen zu begreifen versucht. Wenn Auschwitz möglich war, kann Auschwitz sich wiederholen. So ist dieser Tag auch eine Erinnerung an die Opfer; und mit den Opfern ist er eine Erinnerung an das Leben! Nur mit dieser Erinnerung kann verantwortliches Leben gelingen. Das entgegnen wir jenen, die sagen: »Schon wieder Auschwitz! Kann denn nicht mal genug sein? Bald 70 Jahre – es reicht!«

In biblischer Tradition macht Vergessen blind – Jesaja, Jesus von Nazareth, auf wen wir hören, die Heilige Schrift lebt in und von Erinnerung.
Und doch unterbricht uns Jesaja an dieser Stelle: Siehe, ich bin dabei, etwas Neues zu tun. Vergiss alles, was war: Jetzt wächst es, erkennt ihr es denn nicht? Der Spross des Neuen kommt ohne unsere Erinnerungsstrategien aus. Überdeutlich mahnt der Prophet: *Al tiskeru!* Denkt nicht an das Frühere! Der

neue Himmel und die neue Erde lassen das Alte hinter sich. Des Vorigen soll nicht gedacht werden, es soll nicht einmal mehr in den Sinn kommen (65,17).

Nun wissen wir, dass die Mahnung *sachor* – gedenke, erinnere dich! – unzählige Male in der Bibel vorkommt; dass sie unabdingbar für die eigene Existenz ist! *Zukunft braucht Erinnerung*. »Wer sich nicht an die Vergangenheit erinnern kann, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.« (Santayana) Eingedenken ist für die Orientierung des eigenen Lebens unabdingbar. Wir brauchen unsere Vergangenheit, auch unsere schmerzhafte Vergangenheit. Und wir brauchen die Vergangenheit der anderen wie die Geschichte Gottes mit und gegen unsere gewaltförmige Egomanie.

Auch das lesen wir bei Jesaja, wo Gott in Bildern der Befreiung aus der ägyptischen Schinderei spricht, um die Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft anzukündigen:

»So spricht Gott, der im Meer einen Weg und in starken Wassern Bahn macht.« Wir hören Mirjam singen »Ross und Reiter warf er ins Meer« – Israels Ur-Erinnerung.

Eine andere Ur-Erinnerung betrifft Isaak: Da ertönte bei seiner Fesselung zum Opfer vom Himmel eine Stimme: »Lege deine Hand nicht an den Knaben!« Er war der erste Überlebende! Doch in Auschwitz war die Stimme vom Himmel ausgeblieben und auch Rosse und Reiter waren zu spät versunken. Eine schale Befreiung angesichts der unendlich vielen Ermordeten – und doch eine Befreiung! So erinnern wir diesen Tag als Tag der Befreiung *und* im Wissen um die mit ihm verbundenen Todesmächte.

Zukunft ist Erinnerung – Sühnezeichens Kernsatz! Er kommt uns nur stockend über die Lippen. Was ist, wenn die Erinnerung Trümmer und Totes vor Augen führt?

Aber das war die geschichtliche Stunde, in der Lothar Kreyssig und seine Mitstreiter im totalen Desaster des eigenen, doch so geliebten und zerstörten Landes aufbrachen, um nach Wegen und Brücken zu den europäischen Nachbarn zu suchen. Kirche und Glaube – katastrophal zerbrochen, und doch vertrauten sie zögernd auf die Wasserströme des Lebens in der Wüste des Todes. Sie vertrauten auf den unausschöpflichen Satz Gottes: »Ich tilge deine Vergehen um meinetwillen!« Nur ihm allein konnten sie entsprechen und beginnen...

»Da sprießt es, siehst du es nicht?« – Unser Bedürfnis nach geschichtlicher Vergewisserung strebt nach Sicherheit – mit diesem Satz wird es durchgestrichen, wird Erinnerung entlarvt als sich selbst tröstende Vergewisserung der eigenen Menschlichkeit.

Die Stimme Gottes unterbricht unser Reden und Forschen – auch Wissenschaft kann viele Wunden heilen… – und fordert uns auf:

»Erinnere mich, lass uns miteinander rechten! Erzähle doch, damit du Recht bekommst!«

Noch einmal die Erinnerung an Lothar Kreyssig: Indem er unsere Schuldgeschichte vor Gott und seine Zeitgenossen brachte, wurde er frei zu einer neuen, einer kreativ sprießenden Saat der Freundschaft und Versöhnung. Damit wuchsen neues Tun und neues Lassen im Gegenüber mit den europäischen Nachbarn, neues Zuhören – auch Zuhören ist Gedenken! – und neues Erzählen. Mit der *Aktion Sühnezeichen* entstand ein neuer, vielfältiger Lehr-, Lern- und Hoffnungsraum.

Solche Räume sind in vielen Gemeinden entstanden, in denen gefragt wurde: Was will Gott von uns im Angesicht des 27. Januar? Die Selbstrechtfertigungen, auch im Erinnern, hinter uns zu lassen, aus dieser babylonischen Gefangenschaft auszuziehen, klar sehen, was geschehen ist an Mord und Hass. In Auschwitz ist die Stimme vom Himmel ausgeblieben. Es ist den Menschen schwerer gemacht zu glauben, den Toten wie den Überlebenden. Es gibt den Aufruf Jesajas zu erzählen und zu sehen, was dennoch Gott sprießen lässt. Und dann liegt es *auch an uns*, dazu beizutragen, dass es wieder leichter wird, diese Welt als Gottes Welt zu glauben. »Amen, das heißt: es werde wahr! Stärke unseren Glauben immerdar.«

Für redaktionelle Mitarbeit danken wir Helmut Ruppel

Ž.S. IN SREMSKA MITROVICA (SERBIEN) GEBOREN, 1992 FLUCHT ALS DREIJÄHRIGE MIT DER FAMILIE VOR DEM KRIEG, IM SELBEN JAHR VON IHR GETRENNT, DA NUR DER VATER IN DEUTSCHLAND ALS FLÜCHTLING ANERKANNT WURDE. RÜCKKEHR MIT DER MUTTER UND DER SCHWESTER NACH SERBIEN. BORN IN SREMSKA MITROVICA (SERBIA), FLED THE WAR IN 1992 AGED THREE WITH FAMILY, SEPARATED FROM FAMILY IN THE SAME YEAR AS ONLY THE FATHER WAS ACCEPTED AS A REFUGEE IN GERMANY. RETURNED TO SERBIA WITH MOTHER AND SISTER.

Editorial

Christian Staffa

Liebe Leserinnen und Leser,

Der 27. Januar als fließender Termin ist leicht zu übergehen wie zu übersehen, fiele er nicht im Jahre 2013 wieder auf einen Sonntag. Es wäre ein glückliches Zusammentreffen, hülfe die Perikopenordnung der umgebenden Sonntage. Viele Gemeindekräfte sind nach der Advents- und Weihnachtszeit erschöpft, ein liturgisch-homiletisches Projekt »27. Januar« vorzubereiten, fällt in die denkbar ungünstigste Zeit. Viele Gemeinden arbeiten mit Jahresthemen oder schließen sich den Themen der Luther-Dekade bis 2017 an. »Reformation und Toleranz« für das Jahr 2013 ist weithin und vielseitig vorbereitet, es kann *in der Sache* mit einem Gottesdienst zum 27. Januar eröffnet werden.« So beschreibt Helmut Ruppel am Schluss seiner Meditation zu Mt 9,9-13 unseren Wunsch zum Umgang mit dem 27. Januar in den Gemeinden am Sonntag 70 Tage vor Ostern. Zu Beginn der Passionszeit den Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus zu bedenken als Auftakt des Jahresthemas der Lutherdekade, was für eine Gelegenheit! Eine Gelegenheit, die sich nicht erschöpfen muss mit diesem Sonntag, sondern von hier ihren weiteren Weg sucht.

Dabei hoffen wir mit unserem Geleitwort hilfreich einige biblische Wegmarken des Erinnerns und auch des notwendigen Vergessens zugunsten eines Neuanfangs (beides!) beschrieben zu haben. Denn in dieser unserer Erinnerungslandschaft sind auch Irrungen nicht unüblich und deshalb nicht selten.

Ein möglicher thematischer Schwerpunkt des Nachdenkens über die Reformation und Toleranz – wäre nicht Respekt die (nicht nur phonetisch) bessere Wortwahl gewesen? – ist mit dem Titelbild und den ersten Artikeln angedeutet: Die Verfolgung und Ermordung der Sinti und Roma und ihre heutige Situation in Europa. Der Historiker Wolfgang Wippermann fordert in seinem Artikel ein Bedenken der Schuld der Kirchen gegenüber den Sinti und Roma, die nicht mit 1945 endet, sondern wie die Verfolgung dieser Menschen bis heute anhält.

Implizit ist durch die Beschreibung des Mahnmals für die ermordeten Roma und Sinti, das im Oktober 2012 in Berlin (endlich!) eröffnet wurde, auch eine der oben erwähnten Irrungen zu spüren. Den aufmerksamen ZeitungsleserInnen wird nicht entgangen sein, dass die Kanzlerin deutlich auch von gegenwärtiger Verantwortung für diese größte europäische Minderheit sprach. Keinen Tag später forderte Innenminister Friedrich die verstärkte Ausweisung

von Flüchtlingen, Roma und Sinti, aus Deutschland. Die Folgen solcher Irrung sind von Ingrid Schmidt in dem Projekt »Duldung Passport Deluxe« beschrieben, ein Photoprojekt, in dem Geschichten und Bilder von abgeschobenen und »illegalen« (kein Mensch ist illegal) Roma und Sinti zu sehen und zu verstehen sind. Die Situation der Roma und Sinti bleibt von den Menschenrechtsdebatten und den europäischen Bekenntnissen zu Menschenwürde und Gerechtigkeit unberührt, wie die Flüchtlingspolitik vom Gedenken. Diese Unberührtheit, zu der auch immer wieder nicht nur PolitikerInnen neigen, sondern eben auch wir selbst, gilt es im Gedenken zu befragen und in Berührbarkeit zu verwandeln.

Die wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin, Christina Isabel Brüning, hat eine Studie zu Schulbüchern und deren Bezug zu Antiziganismus und Rassismus erarbeitet. Warum tragen Geschichtsbücher so selten als Prävention gegen Antiziganismus und Rassismus bei? Warum wird immer noch so wenig verstanden, dass Geschichte Teil des je eigenen Lebens ist und entschlüsselt werden kann? Nur so könnte die Suche nach der zukünftigen Stadt Orientierung bekommen, durch das Bewusstwerden der Prägungen durch Erfahrungen, die weit hinter uns scheinen. Beate Barwich legt uns die Jahreslosung aus dem Hebräerbrief aus. Auch Gedenken und Erinnern ist eine Suchbewegung, auf die wir Sie und Euch in dieser Predigthilfe gerne mitnehmen wollen.

Die nun folgenden exegetischen Versuche streifen durch die Perikopenordnungen. Wir haben aus der »gültigen« Perikopenordnung Jeremia und Matthäus ausgelegt und aus der Ordnung der landeskirchlichen »Arbeitskreise Christen Juden« Ps 36. Das Tun der Gerechtigkeit bildet den Fokus der drei Texte. Matthias Loerbroks liest Jeremia als Aufklärer, der Recht und den Versuch das Rechte zu tun gegen die Weisheit und Macht und den materiellen Reichtum setzt. Psalm 36 beschreibt in fast beängstigender Weise das Tun der Frevler, fällt übergangslos in Gotteslob ein und gibt am Ende der Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Gericht Raum. Die Geschichte vom Zöllner bietet bis heute Gelegenheit, die antijüdische Opposition von Freiheit und Gesetz, von Kult und Güte zu pflegen. Dieser Gegenüberstellung ist mit Matthäus deutlich zu widersprechen. Gerade an dem Gedenktag 27. Januar wäre es ertragreich, das Angewiesen-sein auf Bewegt-werden, Berührbarkeit von suchendem Handeln und Ritualen im gottesdienstlichen Rahmen versuchsweise in Beziehung zu setzen. Wir hoffen, die Liturgie bietet neben den Auslegungen dabei Unterstützung.

Gerade im Kontext der Frage nach der Bedeutung von Toleranz in der Reformation war uns wichtig, Ihnen und Euch einen sehr nüchternen juristischen

Text zu der leidigen, aber doch spannenden Debatte zur Beschneidung zu präsentieren. Auch hier ließen sich die Grenzen der Toleranz in der Debatte leicht zeigen und auch viel Antireligiöses, was nicht selten antijüdisch war.

Die Freiwilligenberichte kommen aus Czernowitz, Amsterdam und Osnabrück, berichten von alltäglichen und doch für beide Seiten bedeutsamen Berührungen von Freiwilligen mit Überlebenden. Aus einer Geschichte des Todes wird eine Geschichte von Begegnung und Leben.

Wir hoffen, dass Sie und Ihr diese Predigthilfe hilfreich findet und sie vielleicht sogar über den 27. Januar hinaus in dem angedeuteten Sinne einer jahresbegleitenden Beschäftigung mit dem Thema Reformation und Toleranz/Respekt von Nutzen ist. Gerade an diesem Sonntag freuen wir uns über eine Kollekte für die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, damit eben die Erinnerung neues Leben bringt, Wasser in die Wüste.

Mit dieser Bitte und großem Dank an alle Autor_innen grüßen wir Sie und Euch von Herzen mit den besten Wünschen für das neue Jahr in der Hoffnung, dass ASF über den 27. Januar hinaus ein fester Bestandteil in Herz und Mund, also Teil der Solidarität Ihrer und Eurer Gemeinden bleibt.

Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas, 2012

KAPITEL I

»DenkMal weiter« – Sinti und Roma, Geschichte und Gegenwart

»Wir klagen uns an«

Die Kirche und die Verfolgung der Sinti und Roma

Wolfgang Wippermann

»Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben« heißt es im Stuttgarter Schuldbekenntnis vom Oktober 1945. Das war gut, aber nicht genug. Die Kirche hätte sich anklagen sollen, zur Verfolgung der Sinti und Roma (sowie der Juden und anderen Opfer des Nationalsozialismus) geschwiegen und sich an ihr sogar beteiligt zu haben. Warum? Warum haben wir uns nicht zu den verfolgten Sinti und Roma »bekannt«? Warum haben wir sie nicht »geliebt« und uns nicht des Bibelwortes erinnert »Was ihr getan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir angetan.« (Matthäus 25, 40)? Weil wir – evangelische und katholische Christen – die Sinti und Roma verachtet haben. Der Antiziganismus war (wie der Antisemitismus) auch in der Kirche weit verbreitet. Die meist abfällig als »Zigeuner« bezeichneten Sinti und Roma wurden (ähnlich wie die Juden) aus religiösen, sozialen und rassistischen Motiven gehasst: Seit ihrer Ankunft im Deutschland des 15. Jahrhunderts wurden sie verdächtigt, »falsche Christen«, ja Bundesgenossen des Teufels zu sein. Außerdem wurde ihnen ihre angeblich selbst gewählte, in Wirklichkeit aber von den Obrigkeiten erzwungene nomadische Lebensweise vorgeworfen. Sie wurden nicht als Angehörige einer ethnischen Minderheit wahrgenommen, sondern als herumziehende Gauner – »Zigeuner« – beschimpft, die sich von Bettel und Diebstahl ernähren würden.

Zum religiösen und sozialen kam im 20. Jahrhundert der rassistische Antiziganismus: Sinti und Roma seien Angehörige einer »minderwertigen Rasse«. Natürlich war das alles nicht wahr. Dennoch wurde es von der Mehrheitsgesellschaft geglaubt. Die Diskriminierung und Verfolgung der ethnischen Minderheit der Sinti und Roma wurde mit antiziganistischen Vorurteilen der Mehrheitsgesellschaft legitimiert. Sie sind von der Kirche niemals infrage gestellt oder gar überwunden worden. Daher stieß auch die in der NS-Zeit radikalisierte und jetzt rassistisch motivierte Verfolgung der Sinti und Roma auf wenig Kritik. Weder von Seiten der Mehrheitsgesellschaft noch der Kirche: Seit 1934 wurden Sinti und Roma gegen ihren Willen und aus rassistischen Motiven sterilisiert. 1935 wurden die rassistischen Nürnberger Gesetze auch auf Sinti und Roma übertragen. Sie galten fortan als »Nichtarier«. Seit 1936 wurden Sinti und Roma in einigen Städten in so genannte »Zigeunerlager« gezwungen. 1938 gab dann Heinrich Himmler die »endgültige Lösung der

Zigeunerfrage aus dem Wesen dieser Rasse heraus« bekannt. Gemeint war erst ihre Deportation in den Osten und dann ihre Vernichtung. Mit der Deportation der deutschen Sinti und Roma wurde im Frühjahr 1940 begonnen. Ein Jahr zuvor, 1939, wurden im besetzten Polen die ersten ausländischen Roma ermordet. Auf die Ermordung der polnischen folgte die der sowjetischen Roma sowie der Roma in allen von Deutschland besetzten und mit Deutschland verbündeten ost- und westeuropäischen Staaten. Insgesamt sind dem rassistisch motivierten und intendierten Völkermord an den Roma, der in ihrer Sprache, dem Romanes, als »Porrajmos« (=das Verschlungene) bezeichnet wird, eine halbe Million Menschen zum Opfer gefallen. Diese Zahl wird zwar von einigen neunmalklugen, bzw. einfach dummen Historikern bezweifelt, dennoch können auch sie das Faktum nicht bezweifeln: Der Porrajmos war ein Völkermord, der mit dem an den Juden – der Shoah – verglichen werden kann.

Was geht das alles uns und die Kirche an? Sehr viel! Dies aus mehreren Gründen. Einmal, weil von Seiten der Kirche kein einziges Wort des Protestes gegen die Verfolgung der Sinti und Roma gekommen ist. Einzige Ausnahme ist – vielleicht – die Erklärung der 12. Bekenntnissynode der Altpreußischen Union vom Oktober 1943, in der es hieß: »Begriffe wie ›Ausmerzen‹, ›Liquidieren‹ und ›unwertes Leben‹ kennt die göttliche Ordnung nicht. Vernichtung von Menschen, lediglich weil sie Angehörige eines Verbrechers, alt oder geisteskrank sind oder einer anderen Rasse angehören, ist keine Führung des Schwertes, das der Obrigkeit von Gott gegeben ist.« Doch ob mit den »Angehörigen (...) einer anderen Rasse«, deren »Ausmerzung« und »Liquidierung« nicht gestattet ist, die Roma gemeint waren, erscheint zumindest zweifelhaft zu sein. Unzweifelhaft ist, dass den verfolgten Sinti und Roma nicht geholfen worden ist. Gegen ihre Zwangssterilisierung, gesetzwidrige Inhaftierung in so genannten »Zigeunerlagern« und Deportation in den Osten ist nicht protestiert worden. Für Sinti und Roma gab es kein Büro Grüber, das einigen evangelischen Christen jüdischer Herkunft geholfen hat. Zu diesen so genannten »evangelischen Nichtariern« wurden die ebenfalls zu »Nichtariern« gestempelten evangelischen Sinti und Roma nicht gezählt.

Doch das ist nicht alles. Die Kirche hat sich auch an der Verfolgung der Sinti und Roma beteiligt. Dies durch die Übergabe der Kirchenbücher an die »Zigeunerforscher«, die dadurch in die Lage versetzt wurden, die »zigeunerische« Herkunft der Sinti und Roma nachzuweisen, weil diese auch in den Kirchenbüchern vermerkt worden war. »Zigeunerforscher« wie Robert Ritter nutzten diese Informationen aus, um Stammbäume von Sinti und Roma herzustellen, mit denen dann die Einstufung der betroffenen Sinti und Roma als »reinrassige Zigeuner« oder – die Begriffe sind wirklich furchtbar – »Misch-

lings-Zigeuner« erfolgte. Dies versetzte die deutschen »Zigeunerpolizisten« in die Lage, alle »Voll-«, »Halb-«, »Viertel-« und selbst »Achtelzigeuner« zu verhaften und zu deportieren. Das haben die Pfarrer und Kirchenbeamten, welche die erwähnten Kirchenbücher an die Verfolger übergaben, sicherlich nicht gewollt. Sie haben aber mit Sicherheit gewusst, was mit den so selektierten Sinti und Roma geschah. Dennoch haben sie den verfolgten Sinti und Roma nicht geholfen. Hier gab es keine »barmherzigen Samariter«. Zu dieser »Schuld« hat sich die Kirche nicht bekannt. Damals nicht und heute immer noch nicht.

Das den Sinti und Roma in der NS-Zeit angetane Leid ist nicht wieder gut zu machen. Wohl aber das Unrecht, das den Sinti und Roma nach 1945 angetan worden ist und immer noch wird. Was ist damit gemeint? Einmal die verweigerte »Wiedergutmachung« durch unser oberstes Gericht. Der Bundesgerichtshof stellte nämlich 1956 fest, dass die Sinti und Roma gar nicht verfolgt worden seien. Jedenfalls nicht aus »rassischen« Gründen. Die Sinti und Roma seien zwar »besonderen Beschränkungen« unterworfen worden, doch dafür seien ihre »asozialen Eigenschaften« verantwortlich gewesen. Die samt und sonders zu »Asozialen« gestempelten Sinti und Roma hätten keinen Anspruch auf »Wiedergutmachung«. Ihre Verfolgung sei rechtmäßig gewesen. Jedenfalls bis 1943, bis zu ihrer Verschleppung und Ermordung im Vernichtungslager Auschwitz. Dieses skandalöse und eines Rechtsstaates unwürdige Fehlurteil des Bundesgerichtshofes wurde in den 1960er Jahren etwas modifiziert, was dazu führte, dass jetzt doch noch einige überlebende deutsche Sinti und Roma in den fragwürdigen Genuss einer »Wiedergutmachung« gelangten, doch ausländischen Roma ist die »Wiedergutmachung« weiterhin verweigert worden. Bis zum heutigen Tage weigert sich die Bundesregierung das zu tun, was sie mit den Juden schon 1952 in Luxemburg getan hat – ein »Wiedergutmachungs«-Abkommen mit den Repräsentanten des Volkes der Roma abzuschließen.

Doch lassen wir das und fragen, was denn die Kirche zu alldem gesagt hat. Die Antwort ist: Nichts. Sie hat zur verweigerten »Wiedergutmachung« ebenso geschwiegen wie zur weiteren Diskriminierung der deutschen Sinti und Roma und zur Verfolgung der Roma in einigen west- und vor allem osteuropäischen Staaten. Dies bis heute und sollte Anlass sein, ein neues Schuldbekenntnis abzulegen. Vielleicht nicht wie 1945 in Stuttgart, sondern hier in Berlin. Einen passenden Ort gibt es schon: Das im letzten Jahr eingeweihte Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma. Das würde Sinn machen und dem Denkmal einen Sinn geben.

Ein »See von Tränen«[1]

Dani Karavans Mahnmal für die ermordeten Sinti und Roma

Ingrid Schmidt

»Wie ein schwarzer Spiegel«/»Ein See aus Schmerz«/»Schwarzes Wasser der Erinnerung« – in der Sprache der Poesie war das »Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas« an diesem 24. Oktober 2012 gut aufgehoben, entsprach sie doch ganz der »Poesie der Inszenierung«[2]: ein See – ein Brunnen – ein Teich, 12 Meter weit im Rund, das Wasser durch den Grund schwarz glänzend; in ihm spiegelten sich Menschen, Bäume in der Herbstsonne, die helle Fassade des Reichstags. In der Mitte des Brunnens liegt auf einer kleinen versenkbaren Stele in Form eines Winkels eine Blume; täglich soll das Denkmal mit einer Wild- oder Wiesenblume oder einer Blumenstaude geschmückt werden.

Der See liegt eingebettet in ein Rondell unregelmäßig geschnittener Steinplatten, viele tragen Namen von Lagern, in die die Nazis »Zigeuner« verschleppten, sie dort ermordeten. Manche Namen haben wir nie gehört: Alexandrobar, Sabac, Starachowice, Fillipowschtschina, Montreuil Bellay … Glastafeln säumen die Anlage, informieren.

Um den Standort des Mahnmals wurde lange gestritten. In unmittelbarer Nähe befinden sich das Holocaust-Mahnmal (2005), das Denkmal für die verfolgten Homosexuellen (2008), die gusseisernen Tafeln mit den Namen von 96 ermordeten Reichstagsabgeordneten – Frauen und Männer (1992), das Sowjetische Ehrenmal mit einem Friedhof für zweitausend gefallene Soldaten (1945), die Gedenkstätte »Weiße Kreuze« (1971) für Todesopfer an der Berliner Mauer sowie Dani Karavans Environment »Grundgesetz 49« vor dem Jakob-Kaiser-Haus/Bundestag. Es gab daher Stimmen, die als Ort des Gedenkens an die verfolgten Sinti und Roma das ehemalige »Zigeunerlager« in Berlin-Marzahn für angemessener erachteten. Berliner Sinti und Roma waren während der Olympischen Spiele 1936 von den Behörden in dieses Lager nach Marzahn gesperrt worden. Auch an diesen Schreckensort wird auf einem der Steine am Schwarzen See erinnert.

Der 2. August ist der Tag des Gedenkens an den Roma-Genozid. An diesem Tag im Jahr 1944 wurden nahezu dreitausend Sinti und Roma in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet, ältere Menschen, Frauen und Kinder. Arbeitsfähige Sinti und Roma wurden von Birkenau nach Deutschland zur Zwangsarbeit in der deutschen Kriegswirtschaft »verbracht«.

Dokumentiert sind Erschießungen von Zehntausenden in den besetzten Gebieten Osteuropas.

Im Jahr 1982 wurden die nationalsozialistischen Verbrechen an den »Zigeunern« und ihren Kindern vom damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt erstmalig als »Völkermord« bezeichnet. Und Bundespräsident Roman Herzog verband in einer Gedenkrede 1997 die Erinnerung an diesen Völkermord mit dem Holocaust-Gedenken.

1992 stimmte die Bundesregierung der Errichtung eines Denkmals zu. Romani Rose, Vorsitzender des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, bat den israelischen Künstler Dani Karavan[3] um einen Denkmalsentwurf.

Dani Karavan, Sohn galizischer Juden, 1930 in Israel geboren, hatte nach Jahren des Zögerns – viele Familienangehörige waren von den Nazis ermordet worden – in den 70er Jahren erstmalig die Bundesrepublik besucht. In den folgenden zwanzig Jahren errichtete der weltweit berühmte Künstler in Deutschland wegweisende Erinnerungsmale: in Köln: MA'ALOT / Schir ha Ma'alot: Aufstiegsgesang, 1979/1986; in Nürnberg: LO TIRZACH – Straße der Menschenrechte 1989/1993; in Berlin: Grundgesetz 49, 1997/2002; in Regensburg: MIZRACH / Osten, 1997/2005.

Der jeweilige Ort, die Materialien, die Himmelsrichtungen, die historischen Bezüge, die Erinnerungen – sie alle waren die eigentlichen »Auftraggeber« seiner Werke unter freiem Himmel.

»Ich versuchte, jeden dieser Orte zu interpretieren, ihnen zuzuhören, zu begreifen, was sie möglicherweise annehmen und was sie ablehnen würden. Doch wer kann entscheiden, ob ich wirklich verstand, was diese Orte von mir verlangten?«[4]

Auch das Mahnmal zum Gedenken an die ermordeten Sinti und Roma spricht die Sprache des Ortes: Ein See, dunkel schimmernd, schön in Formgebung und Anlage, gerahmt von Bäumen und Gesträuch, zwischen den historischen Orten: Reichstag/Deutscher Bundestag und Brandenburger Tor, in der Nähe anderer Gedenkorte und Karavans eigenem Werk »Grundgesetz 49« mit den Sätzen über den Schutz von Ehe und Familie. Gemeinsam ist allen Gedenk-

orten die Hoffnung: Nie wieder!

Aber einiges bleibt nachzutragen: Nichts war einfach in diesem jahrelangen Prozess, nachdem Dani Karavan zugesagt hatte und sich an die Arbeit machte. Es gab Kontroversen zwischen Bauverwaltung und Künstler, die Baufirma meldete Konkurs an, die Baukosten stiegen rapide. Und es gab innerhalb der Sinti- und Romaverbände unterschiedliche Vorstellungen über die Inschrift: Zigeuner? Gipsies? Sinti und Roma ...? 2001 wurde schließlich endgültig über den Standort entschieden.

»Endlich!« dieses »endlich!« war am Tage der Übergabe des Mahnmals an die Öffentlichkeit oft zu hören, tief durchatmend, erleichtert, dankbar ...

Einige Tage nach dem 24. Oktober stand Dani Karavan mit seinem Enkelsohn noch einmal vor diesem »Spiegel unendlicher Trauer«[5]. Gemeinsam lauschten sie der immerwährend klingenden Geigenmelodie, gemeinsam lasen sie den das »Schwarze Wasser« mehrsprachig umkreisenden Text, ein Gedicht des italienischen Rom Santino Spinelli:

Auschwitz / Eingefallenes Gesicht / erloschene Augen / kalte Lippen / Stille / ein zerrissenes Herz / ohne Atem / ohne Worte / keine Tränen

Auf der website des Bundesverbandes *Amaro Drom (»Unser Weg«)*[6] findet sich folgende Eintragung:

»Als junge Roma und nicht-Roma übernehmen wir gemeinsam Verantwortung in der Gesellschaft für Achtung und gegenseitigen Respekt.«

---

1 Angela Merkel in ihrer Ansprache am 24. 10. 12 am Mahnmal
2 Thomas Lackmann, Gedenken am schwarzen Teich, DER TAGESSPIEGEL 25.10.2012
3 zu Dani Karavan siehe die ASF-Predigthilfe 27. Januar 2009/Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus
4 Dani Karavan, Gedanken über einen Weg, in: Dani Karavan Retrospektive, hg. von Fritz Jacobi u. a., Berlin 2008, S. 10 f., hier: S. 10
5 Angela Merkel, s. o.
6 interkulturelle Jugendorganisation der Roma und nicht-Roma

Noch nicht vorliegend bei Redaktionsschluss: O Kalo Phani – Das Schwarze Wasser, Das Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma in Berlin, 96 S., mit zahlreichen farbigen Abbildungen, 19,90 Euro, ISBN 9783862280384 , www.editionbraus.de / über den Buchhandel zu bestellen

»Duldung Deluxe. Passport« von Nihad Nino Pušija

Ingrid Schmidt

»Der Pass ist der edelste Teil vom Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch …«

Mit diesem Brecht-Zitat aus seinen »Flüchtlingsgesprächen« eröffnet Lith Bahlmann ihre Einführung in die deutsche Rechtsprechung und Praxis von Aufenthaltsrecht, Duldung und Abschiebung. Die für die kleine Publikation Verantwortlichen gaben ihr das Aussehen und das Format eines Reisepasses – eine rasch Aufmerksamkeit gewinnende Idee. Von der Seitenzahl her etwas umfangreicher als ein Pass (aber preiswerter), birgt sie eine Fülle von Informationen und Fotos und deprimierenden Passgeschichten. Manche Augenpartien auf den »Passbildern« sind durch einen Querbalken unkenntlich gemacht – jener Menschen, die in Deutschland nur »geduldet« sind, d. h. von Abschiebung bedroht.

Es sind Roma-Jugendliche und junge Erwachsene aus Bosnien, dem Kosovo und Serbien, die der bosnische Fotograf *Nihad Nino Pušija* über einen langen Zeitraum begleitet hat. Er selbst, 1965 in Sarajewo geboren, besitzt inzwischen eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung.

»Duldung Deluxe« informiert (dt./engl.) über die deutsche Rechtslage, den häufig deprimierenden Alltag hier, die angespannte politische Situation in den Herkunftsländern. Die betroffenen Jugendlichen, zumeist in Deutschland geboren und aufgewachsen, erzählen von ihren bisherigen Lebens-Wegen und Fluchten, von ihren Träumen und Wünschen, ihren

Ängsten: ein bewegendes Dokument zum Thema Menschenrechte in Deutschland und den Nachfolgestaaten Jugoslawiens. Aus dem Pressetext: »Zwar sind die Roma mit etwa 12 Millionen Angehörigen als größte europäische Minderheit auf der EU-Agenda angekommen – ihre Rechte sind in den Länderverfassungen weitestgehend verankert und auf dem Papier findet offiziell keine Diskriminierung statt –, doch ihre aktuelle Lebenssituation in allen europäischen Ländern bleibt davon unberührt.«

Duldung Deluxe. Passport
Nihad Nino Pušija, 1. Auflage 2012, Archiv der Jugendkulturen Verlag KG, Berlin, 60 S., 8 Euro

Die Einnahmen aus dem Verkauf gehen an die interkulturelle Jugendorganisation Amaro-Drom e. V. / www.amarodrom.de.

Wir danken Herrn Pušija für die Abdruckrechte der Fotos in dieser Predigthilfe.

Anmerkung:
s. a.: ASF-Predigthilfe 27. Januar 2011: Petra Rosenberg/Geleitwort; Kapitel II »Roma«
sowie »zeichen« Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. Nr. 2, Sommer 2010: Gleiche Rechte?!
Zur Situation von Sinti und Roma in Europa

Antiziganismus in Schulgeschichtsbüchern

Christina Brüning

Es zählt zu den Aufgaben der Schulbücher für verloren gegangene oder bisher außer Acht gelassene Perspektiven den Blick zu öffnen. (Falk Pingel)

1. Antiziganismus auf dem Vormarsch

In vielen Ländern führen die antiziganistischen Stereotype weit über einen bloßen Diskurs und die Mehrfachdiskrimierung hinaus: So wurden die 1999 von albanischen Extremisten vertriebenen und seit 2005 in den Kosovo heimkehrenden Roma bei Priština auf verseuchtem Gelände nah einer Bleimine wiederangesiedelt und acht Jahre lang dort ihrem Schicksal überlassen; in Rumänien gibt es seit Beginn der 90er Jahre parallel zum wiedererwachten und stetig wachsenden Nationalismus regelmäßig Pogrome, die im Nachgang von den Medien als Fälle gerechtfertigter Selbstjustiz der »einfachen Leute« verharmlost werden. Man kommt daher nicht umhin zu konstatieren, dass der Antiziganismus als eine besonders hartnäckige Form des Rassismus eine »kontinentale Normalität« darstellt und dass Sinti und Roma zu den am meisten von Diskriminierung und Rassismus betroffenen Minderheiten gehören.

Vor dem Hintergrund dieses Befunds scheint es angebracht zu fragen, was europäische Schüler_innen in der Sozialisationsinstanz Schule über diese Minderheit lernen. Es bietet sich an, eine exemplarische Analyse von Schulbüchern durchzuführen, da diese eines der wichtigsten Medien der historischen Bildung und gleichzeitig Quelle für das Geschichtsbild einer Gesellschaft sind. Es soll herausgearbeitet werden, wie diese mit der Geschichte von Sinti und Roma umgehen und welche Bilder und Deutungsmuster den Lernenden angeboten werden.

2. Warum Schulgeschichtsbücher?

Wenngleich die neuen Medien in steigendem Ausmaß Einzug in den Schulen halten, hat das Schulbuch seinen Stellenwert im Unterricht noch nicht eingebüßt. Oft wird das Schulbuch als Leitmedium des Unterrichts oder gar als heimlicher Lehrplan bezeichnet. Das Schulbuch als gesellschaftliches Beobachtungsmedium bietet sich Historiker_innen als Forschungsobjekt inhaltsanalytischer Untersuchungen an, da in ihm das Wissen und die Wertvorstellungen einer Gesellschaft gesammelt und an die nächste Generation weitergegeben werden. Es ist einerseits eine ergiebige Quelle für das Geschichtsbild einer Gesellschaft und andererseits ein auf selbige einwirkender Sozialisations-

faktor. Schüler_innen nehmen den Wahrheitsgehalt von Schulbüchern aufgrund der »Autorität des Gedruckten« als verhältnismäßig hoch an, weshalb häufig Inhalte unreflektiert in die eigene Wahrnehmung übernommen werden. Dies kann besonders bei einem sensiblen, weil mit Rassismen aufgeladenen Thema wie dem Porajmos[1] (»das Verschlingen« in der Sprache der Roma) eine Gefahr sein. Bedauerlicherweise muss an dieser Stelle bereits festgestellt werden: Sinti und Roma tauchen in den Büchern nur dort auf, wo man sie – rassistisch unterfüttert und staatlich sanktioniert – ermordete, also in der Zeit des Nationalsozialismus. Aufgrund dieser Tatsache beschränkt sich die Auswahl auf die Schulbücher, in denen dieser thematische Komplex behandelt wird. Somit werden Sinti und Roma nicht als agierende Subjekte und Individuen sondern nur als eine scheinbar homogene Opfergruppe präsentiert.

Es ist für die folgende Analyse wichtig, den Begriff Opfer zu problematisieren, da er die Individuen, die Diskriminierung, Entrechtung, Verfolgung, Freiheitsberaubung, Folter und Mord erlitten haben, auf den Status von Objekten von Unrechtsstaaten degradiert und sie nicht als handelnde Subjekte auftreten lässt. Durch die Formulierung »Opfergruppe« wird außerdem eine angebliche Homogenität vorgegeben, die der Täterperspektive gefährlich nahe kommt. Beide Strategien, die Homogenisierung einer Gruppe und die Reduktion von Individuen auf einen Objektstatus, sind klassische, rassistische Ausgrenzungspraktiken.

3. Schulbuchanalyse – Bundesdeutsche Bücher

In den deutschen Schulgeschichtsbüchern[2] sind die Autorentexte zum Thema Porajmos in Cornelsens *Kursbuch Geschichte* und in Buchners *Zwischen demokratischem Aufbruch und totalitärer Herrschaft* mit bruchstückhaft zu bewerten. Westermanns *Horizonte II* belässt es bei einer bloßen Nennung. Keines der drei Bücher bietet Quellen und Arbeitsaufträge zum Thema Porajmos an. Im *Kursbuch Geschichte* findet man den ersten Bezug zu Sinti und Roma unter der Überschrift: »politische Gegner – der »innere Feind«[3]. Der geringe Umfang der Angaben im folgenden Zitat überrascht leider wenig, er stellt eher die typische Präsentation dar. »Mit der Machtübernahme begannen die Diskriminierung, Entrechtung und Verfolgung von Juden, von Sinti und Roma.«[4] Durch eine solche Formulierung wird nicht klar, vor allem nicht für die Schüler_innen, dass es sich hierbei um rassenhygienische Maßnahmen der Nationalsozialisten handelte, zumal im gleichen Absatz die Verfolgung von Kommunisten und Sozialdemokraten besprochen wird. Wünschenswert wären beispielsweise Erläuterungen zu den sogenannten »Nürnberger Rassegesetzen«, die im Jahr 1935 auch den Sinti und Roma ihre Bürgerrechte entzogen. 31 Seiten später findet sich die Information, dass »seit 1943 die systematische Vernichtung

auch die als ›rassisch minderwertig‹ eingestuften ›Zigeuner‹, d.h. die Sinti und Roma erfasste«. Unabhängig vom großen Abstand, der diese beiden »Informationsfetzen« trennt und somit zusammenhanglos erscheinen lässt, ist diese Formulierung fragwürdig, da die deutschen Sinti und Roma von Beginn an zu den »artfremden Rassen« gerechnet und somit zu Bürgern zweiter Klasse degradiert wurden.[5] Als »Träger artfremden Blutes« trafen die 1933 erlassenen Rassegesetze auch die Sinti und Roma. So wurden sie aufgrund des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« und des »Gesetzes gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher« zwangssterilisiert und zwangsasyliert. Auch das »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« von 1935 wurde angewandt, um Sinti und Roma abzusondern und in Konzentrationslager einzuweisen. Dass die Jahreszahl für die »systematische Vernichtung« so spät angesetzt wird, ist nicht verwunderlich, war es doch im Westdeutschland der Nachkriegszeit eine gängige Praxis der Gerichte, den Beginn der Verfolgung möglichst spät anzusetzen, um Wiedergutmachungsforderungen gering zu halten. Bis heute haben längst nicht alle Überlebenden des Porajmos Wiedergutmachungszahlungen erhalten – es scheint als würde der Kampf um Entschädigungen[6] durch das Warten auf das Ableben der Betroffenen geführt.

Es ist des Weiteren zu bemängeln, dass das Buch *Kursbuch Geschichte* nur die Zahl der Sinti und Roma angibt, die im sogenannten »Zigeunerlager« in Auschwitz ums Leben kamen und nicht die Gesamtzahl der Ermordeten. Diese sehr gering anmutende Zahl unterschlägt somit Tausende von Opfern, die bereits von den »ganz normalen Männern«[7] der »Einsatzgruppen« während des Feldzuges ermordet wurden, durch Zwangsarbeit oder das Euthanasie-Programm ums Leben kamen oder die schon vor Kriegsbeginn in den sogenannten »Zigeunerlagern« im Altreich aufgrund schlechtester hygienischer Bedingungen starben. Zählt man die Opfer unter den Sinti und Roma in Europa zusammen, kommt man auf circa 200 000. Diese Zahl könnte bei vollständiger Dokumentation auf 500 000 oder mehr steigen. Aber allein die Zahl der Ermordeten repräsentiert nicht den vollen Umfang der Maßnahmen, die die Nazis gegen diese Bevölkerungsgruppe getroffen haben. Auch viele Überlebende hatten in Konzentrationscamps gelitten und trugen ihr Leben lang die Zeichen der an ihnen vorgenommenen medizinischen Experimente oder konnten aufgrund von Zwangssterilisationen keine Kinder bekommen. Außerdem wird für die Schüler_innen nicht klar, woher die Schulbuchautoren die Zahlenangabe von 20 000 bis 40 000 Sinti und Roma, die in Auschwitz ums Leben kamen, nehmen. Ein Beleg fehlt an dieser Stelle.

Im *Kursbuch Geschichte* wird am Ende des Unterkapitels »Lebensraumpolitik und Rassenkrieg« deutlich, dass die Autoren mit der Singularitätsthese konform

gehen, da sie nur die Vernichtung der europäischen Juden als Völkermord bezeichnen. Dabei steht außer Frage, dass das Verbrechen der Nationalsozialisten an den Sinti und Roma als Völkermord gemäß der Völkermord-Konvention der Vereinten Nationen zu klassifizieren ist.

Problematisch ist, dass in Materialen und Quellen, aber auch bei Zitaten, die im Autorentext verwendet werden, die Distanzierung von der Tätersprache oft nicht korrekt durchgeführt wird. Am folgenden Beispiel, dass einem fließenden, narrativen Autorentext entnommen ist, wird zweierlei deutlich: Die gegebene Information an sich ist korrekt, da die Nationalsozialisten diese Begriffe für die Häftlingsgruppen verwendeten. Trotzdem sollte den Schülern eindeutiger klar gemacht werden, dass diese abwertenden Begriffe der Tätersprache entnommen sind.

In den Konzentrationslagern gab es unter anderem folgende Häftlingskategorien: politische Häftlinge (zumeist Kommunisten und Sozialdemokraten), Bibelforscher, Kriminelle, Asoziale, Homosexuelle, Emigranten und Zigeuner.

Eine Lösung wäre eventuell gewesen, die Begriffe als Zitate kenntlich zu machen und eine Fundstelle anzugeben. Wie sollen Schüler_innen, die oft rassistische Sprachhandlungen konventionalisierter Begriffe aus einer Unkenntnis der Kontroversen heraus nicht problematisieren können, eine differenzierte Abgrenzung zu NS-Begrifflichkeiten gelingen, wenn die Schulbuchmacher die Tätersprache weiterverwenden? Sprache ist nun mal immer auch Machtmittel im Sinne der Zimmermannschen Aufwertung und Abwertungsmechanismen. Wenn Schulbücher von »Zigeunern« sprechen, führen sie damit einen rassistischen Diskurs weiter, der diese Menschen einer fortgesetzten Stigmatisierung unterwirft.

4. Statt eines Fazits: Es ist noch ein langer Weg bis zum Schulbuch als Rassismuspräventionsinstrument

Aufklärung und (Selbst-)Reflexion von Schulbuchmacher_innen und Lehrer_innen, Schulbuchkritik durch die Schüler_innen zur Abschwächung der Autorität des Gedruckten und natürlich verbesserte Schulgeschichtsbücher können hoffentlich dazu beitragen, die schulische und damit letztlich auch die gesellschaftliche Praxis zu verbessern. Schulbücher sollten weniger das Leitmedium des Unterrichts als vielmehr eine Quelle unter vielen darstellen, die ebenso wie jede andere Quelle ideologiekritisch hinterfragt werden muss.

»Es zählt zu den Aufgaben der Schulbuchkritik, für verloren gegangene oder bisher außer Acht gelassene Perspektiven den Blick zu öffnen.«[8] Daher wäre es angebracht, gerade marginalisierte und diskriminierte Minderheiten stärker in

den Fokus des Geschichtsunterrichts zu nehmen und hier im Sinne historisch-politischer Bildung Gegenwartsbezüge aufzuzeigen. Schüler_innen sollten gerade auch im Bereich der Holocaust-Education lernen die aktuellen Bedrohungen unserer zivilisierten Gesellschaft durch rechtsradikale Mörderbanden, ultra-nationale Parteien und Alltagsrassismen ideologiekritisch zu dekonstruieren. Ziel eines Geschichtsunterrichts, wie ich ihn gemäß Jörn Rüsen verstehe, kann niemals das Ansammeln historischen Wissens als »toter Wissensschatz« sein, sondern muss eine echte »Sinnbildung über Zeiterfahrung« sein, die in späteren Lebenssituationen wirkliche Bedeutung hat, sodass historisches Wissen von den Lernenden »als Element ihres eigenen Lebens« behandelt werden kann. In diesem Zuge sollten dringend Leerstellen und (kultur-) rassistische Konstruktionen in Geschichtsbüchern behoben werden, damit Lehrer_innen das Schulbuch als Rassismuspräventionsinstrument nutzen und Stereotype und Diskriminierungen nicht weiterhin tradiert oder schlimmstenfalls verstärkt werden.

---

1 Da die religiös konnotierte Begrifflichkeit »Holocaust – Brandopfer« zu recht problematisch ist, wird hier auf die Übernahme des Begriffs verzichtet.
2 Kursbuch Geschichte – Berlin-Brandenburg. Von der Antike bis zur Gegenwart, Cornelsen/Volk und Wissen, Berlin 2001; Horizonte II. Geschichte für die Oberstufe. Westermann, Braunschweig 2003
3 Zwischen demokratischem Aufbruch und totalitärer Herrschaft, C.C. Buchner, Bamberg 2002 Kursbuch Geschichte, 440
4 Ebd.
5 Beziehungsweise sie blieben es. Kaiserreich und Weimarer Republik wendeten verfassungswidrige Sonderrechte an, um Sinti und Roma zu diskreditieren. Vgl. Wolfgang Wippermann, Geschichte der Sinti und Roma in Deutschland, Berlin 1993, 23f.
6 Vgl. Julia von dem Knesebeck, The Roma Struggle for Compensations in: Post-War Gemany, Hertfordshire 2011
7 Christopher Browning, Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibatallion 101 und die »Endlösung« in Polen, Reinbek 1993
8 Falk Pingel, Vergessene Verfolgte, in: Internationale Schulbuchforschung 6, Braunschweig 1984, 28-37, 28

Der Beitrag ist Teil einer größeren Studie von Christina Brüning, »Antiziganismus in europäischen Schulgeschichtsbüchern im Themenschwerpunkt Menschenrechtserziehung – Holocaust-Education« (unveröffentlicht). Redaktionelle Bearbeitung: Helmut Ruppel

Dani Karavan, 2012

KAPITEL II

»Wie kostbar ist deine Freundlichkeit, Gott!«

Jahreslosung 2013

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Hebr. 13,14

Beate Barwich

Welch ein beeindruckendes Wort für eine Jahreslosung. Es stimmt einerseits auf das vielfache Gedenkjahr 2013 ein, gleichzeitig klingt das bekannte Motiv: *»Umkehr in die Zukunft«* an. Denn Städte haben ihre Schicksale. Nicht jede Stadt über dauert die Zeiten. Wer sich auf den Weg durch die antiken Gegenden macht, wird auf Überreste älterer Städte stoßen. Das Vergängliche ist überall präsent.

Berlin feierte im Jahr 2012 sein 775jähriges Bestehen und erinnerte damit an viele verschiedene Zeiten: Die Zeit der Gründung im Jahre 1237, die der Entwicklung, die Zeit der Blüte, aber auch an Zeiten der Katastrophen, als Kriege in der Stadt wüteten.

Der Blick in die Zukunft ist eine Herausforderung, der wir uns täglich stellen. Wir schmieden Pläne, haben Träume, lassen auch einmal die Sehnsucht mit ihren großen Bildern aufkommen.

Die Stadt, von der hier im Hebräerbrief die Rede ist, das ist die heilige Stadt, die Stadt Jerusalem. Zwischen der Stadt, in der die Gemeinde des Hebräerbriefes lebt und der, die er im Geist schaut, gähnt eine ganz tiefe Kluft. Darum erschüttert schon die Vision. Und erst recht erschüttert einen die Glaubenskraft, mit der der Fromme dieser Vision begegnet. Sie ist weder eine Phantasie noch ein Sehnsuchtsbild. – Ihr seid noch nicht durch das tiefste Leid gegangen und habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden, so heißt es in Kap. 12 – nämlich in den Wirren der Christenverfolgung der späten Kaiserzeit des Römischen Reiches.

Das Bild von der zukünftigen Stadt richtet die Zweifelnden auf, tröstet die Leidenden, stärkt die Müden, lindert die Schmerzen derer, die von Sorgen und Ängsten zermürbt werden. Es ist eine unruhige, nicht nur bewegte, vielmehr zerrissene Zeit, die Zeit der ersten drei Jahrhunderte. Die Zeit ist nicht wie Wasser, dass sie bloß dahinfließen würde. Stimmen verschiedener Religionen, Philosophien und anderer geistiger Strömungen liegen miteinander im Streit und buhlen um den Menschen.

»Aufsehen auf Jesus« – das bedeutet nicht nur einen einzigen Namen zu erinnern. Aufsehen auf Jesus – das große Thema des Hebräerbriefes – schließt

auch sein Wirken in der geschichtlichen Zeit ein und sein Ringen um diese Stadt, als er klagend auf sie blickte: »Wenn du doch erkannt hättest, was zu deinem Heile dient.« Jesus kann die Katastrophe nicht mehr wenden, aber er kann für sie beten. Er kann seine unendliche Liebe zu ihr vor Gott ausbreiten, so wie einst Mose das Volk in seine Fürbitte einschloss und um dessen Zukunft rang.

Dieses Suchen ist etwas Herrliches. Auf dieses Suchen im Geist kommt es an. Es ist – modern gesprochen – die Offenheit des scheinbar so festgelegten Denkens in der Bibel. Der biblische Mensch ist ein Suchender. Darin erkenne ich auch die starke Initiative der Aktion Sühnezeichen mit der Arbeit in den Ländern sowie im eigenen Land wieder: inspiriert von dem Willen zu Frieden und Versöhnung am Anfang noch ganz konkret und unmittelbar nach den Zerstörungen des Krieges, aber auch heute nicht weniger konkret in einer veränderten Umgebung.

Alle die Zeugen, die wir als »die Wolke der Zeugen« in Kapitel 11 schon auswendig kennen, waren suchende Menschen. Ihnen dürfen auch wir uns in unserem Tun und Lassen »im Aufsehen auf Jesus« anschließen. Wer sich auf das Suchen versteht, der wird weder zu früh abbrechen noch ewig grübelnd zubringen. Er hat ein Ziel vor Augen. Er kennt den Weg, den er gehen kann und soll.

Darum ist dieser Blick auf die Stadt zwar unanschaulich, aber tröstlich und stärkend. Jesus, der diesen Weg vorangegangen ist, lenkt unsere Schritte auf diese Spur. Die Botschaft des Hebräerbriefes ist die Gnade, sie ist von nichts anderem als der Gnade seiner Gegenwart geprägt.

Predigt über Jeremia 9,11-23

Septuagesimae, 31. Januar 2010, Französische Friedrichstadtkirche
Matthias Loerbroks

Der Text beginnt mit einer Stellenausschreibung, mit der Suche nach einem, der fähig wäre, das grauenhafte Geschehen zu verstehen, zu deuten, ja sogar: in diesem Grauen eine Botschaft, die Stimme des Gottes Israels zu hören und weiterzusagen:

Wer ist der weise Mann, der dies versteht, was da der Mund des Ewigen redet? (11).

Ja, wer? Wir merken sofort, dass wir das nicht können, spüren auch, wie hilflos unser Bekenntnis ist, wir hätten aus der Geschichte gelernt – als wären all die Ermordeten, derer wir heute gedenken, auch nur ein wenig weniger sinnlos, als wären sie nicht ganz umsonst gestorben, wenn wir wenigstens daraus lernen. Hilflos und hohl auch der Satz: nie wieder Auschwitz, dessen Aberwitz sofort ins Auge, ins Ohr springt, wenn wir uns klar machen, was er sagt: Ein zweites Mal lassen wir die Juden Europas, Sinti und Roma, Schwule und Lesben, Menschen mit Behinderungen oder an Leib und Seele Kranke oder wessen Leben auch immer von staatlich organisierten Massenmördern für lebensunwert erklärt wurde – ein zweites Mal lassen wir sie nicht ermorden. Und der Satz wird noch abgründiger, wenn wir uns erinnern, wofür er alles herhalten musste in den wenigen Jahren, seit die Rote Armee am 27. Januar 1945 dem »Meister aus Deutschland« in Auschwitz das Handwerk legte. Selbst ein so gewichtiges und notwendiges, noch nicht annähernd durchgesetztes Wort wie Theologie nach Auschwitz will uns im Halse stecken bleiben angesichts der Frage: Wer ist der weise Mann, der dies versteht, was der Mund des Ewigen da redet? Und doch merken wir im selben Moment, dass wir auf eine solche Theologie angewiesen sind, wenn wir überhaupt von Theologie, von Schriftauslegung, von der Verkündigung des Evangeliums etwas erhoffen. Wie wollen denn Theologen zu irgendeinem Thema, einem Problem, einer Situation Relevantes und Erhellendes, auch Tröstliches und Befreiendes sagen, wenn sie die Situation, in der wir nach Auschwitz sind, nicht wahrnehmen, die Infragestellung aller christlichen Theologie ignorieren, unberührt, unangefochten weiterreden und weiterschreiben, als wäre nichts geschehen? Und müssen wir nicht auch sonst alles Erdenkliche und Erfühlbare tun, um doch zu verstehen, was geschehen ist, Menschen befragen, Geschichte erforschen, Traditionen, Theologien, Philosophien kritisch überprüfen und so doch weise werden, wenn wir uns nicht mit jener seltsamen, aber praktizierten Mythologie begnügen können, damals wären plötzlich Außerirdische gekommen und hätten völlig

unverständliche Verbrechen begangen? In diesem Zwiespalt – wir sind nicht die Weisen, die verstehen und deuten, wir können aber auch nicht lassen, es zu versuchen – bleibt zunächst auch unser Text. Die Suche nach dem weisen Mann wird abgebrochen. Stattdessen wird nach weisen Frauen gerufen. Jeremia ist sicher nicht der Meinung, Frauen seien von Natur aus klüger als Männer. Aber er deutet an, dass es noch eine andere Weisheit gibt, die Fähigkeit zur Klage. Die weisen Frauen sind zugleich Klagemütter.

So spricht der Ewige der Heerscharen: versteht euch selbst; ruft die Klagemütter, dass sie kommen; schickt nach den weisen Frauen, dass sie kommen, dass sie eilen, anzuheben über uns Wehgesang, dass von unsern Augen Tränen rinnen, Wasser von unsern Lidern fließt. (16f.)

Die Unfähigkeit zu trauern haben die Psychoanalytiker Margarete und Alexander Mitscherlich in den 60er Jahren bei den Deutschen diagnostiziert, und diese Unfähigkeit kam nicht etwa aus Erschütterung darüber, was sie getan und zugelassen hatten, sondern aus der Kränkung, die ihnen ihre Niederlage zufügte, der Kränkung ihrer Liebe zum Führer, der Verliebtheit in die eigene Macht und Stärke, die er zu verkörpern und zu garantieren schien. Jeremia hält diese Unfähigkeit für überwindbar. Klage und Trauer – das kann man lernen und lehren, darum der Ruf nach Klagemüttern, nach weisen Frauen. Sie sollen nicht nur selbst klagen, sondern auch ihre Töchter, ihre Nachbarinnen, Genossinnen lehren zu klagen. Und das Klagelied lautet:

Ja, der Tod ist in unsere Fenster gestiegen, in unsere Paläste gekommen. (20).

Wir spüren das Grauen, den Schauder in diesen Worten. Der Tod ist eingestiegen wie ein Einbrecher; Häuser sind kein Zuhause mehr, die eigenen Vier Wände keine Zuflucht; Heime keine geschützte Heimat: der Tod ist in unsere Fenster gestiegen. Und er ist in unsere Paläste gekommen, nicht nur in den Sportpalast, auch in die Paläste in der Wilhelmstraße, die Reichskanzlei und die anderen Ministerien, ins Prinz-Albrecht-Palais, in die Paläste der Zeitungen – das Mosse-Palais gehört nicht mehr Mosse –, in das Haus des Rundfunks, die Industrie-Paläste, die Universitäten, schließlich, am 20. Januar 1942, in die idyllische Villa am Kleinen Wannsee: Der Tod regiert, ist die Staatsmacht, hat die Staatsgewalt und die Staatspolizei uniformiert sich mit Totenköpfen. Der Tod ist in unsere Fenster gestiegen – wir spüren nicht nur das Grauen, auch das Unheimliche, Abgründige dessen, was dieses Klagelied besingt. Wir haben Dämonen ins Auge geblickt, hat nach dem Krieg ein deutscher Theologe erschüttert gesagt, und Karl Barth, der Schweizer Demokrat, der Aufklärer, der Religionskritiker, hat gespottet: Da werden sich die Dämonen aber mächtig erschrocken haben. Er mochte diese pathetische, auch etwas larmoyante

Selbstmythologisierung der Deutschen nicht – da war er durchaus für Entmythologisierung –, wollte aufklären und aufräumen auch in der Theologie, witterte in solchen Formulierungen Denkfaulheit und Unbußfertigkeit, ließ es den Deutschen nicht durchgehen, sich – unfähig zur Trauer – womöglich selbst tragisch zu finden. Und er hatte damit recht. Und doch ist was dran an der Rede vom Dämonischen – wir merken ja, wie wir den Boden unter den Füßen verlieren, wie alles wankt oder sogar einstürzt, wenn wir uns Auschwitz nicht länger vom Leib halten. Der Tod ist in unsere Fenster gestiegen.

Zwei deutsche Juden, vor den Nazis nach Amerika geflohen, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, haben versucht, sich darüber klar zu werden, wie es geschah, dass Aufklärung in Barbarei, in blutige Mythologie umschlug, wollten dabei aber die Aufklärung nicht aufgeben oder denunzieren, sondern sie selbst kritisch aufklären und haben darum ihre Arbeit Dialektik der Aufklärung genannt. Ähnlich verhält es sich in unserem Text. Der Gott Israels und sein Prophet Jeremia lassen sich die großen und guten Worte Weisheit und Erkenntnis auch angesichts der Katastrophe nicht ausreden, wollen die Weisheit auch nicht auf die Fähigkeit zur Trauer und zur Klage beschränken, so wichtig das ist, sondern darüber hinaus oder dadurch hindurch zu Erkenntnis kommen.

So spricht der Ewige: Ein Weiser preise sich nicht seiner Weisheit, ein Mächtiger preise sich nicht seiner Macht, ein Reicher preise sich nicht seines Reichtums, sondern wer sich preist, der preise sich, dass er Einsicht hat und mich erkennt, dass ich der Ewige bin, der Solidarität und Recht und Gerechtigkeit tut auf Erden, denn daran habe ich Gefallen, spricht der Ewige. (22f.)

Der Dreiklang aus Weisheit, Stärke, Reichtum zeigt, um was für eine Art von Weisheit es sich handelt: ein Wissen, das selbst Macht ist, Herrschaftswissen, selbst Besitz, unter Mühen erarbeitet und stets gefährdet, technische Intelligenz, die Macht und Reichtum zu sichern weiß, die auch dazu befähigt, Massenmorde fast geräuschlos und reibungslos, unauffällig zu organisieren. Das Bedürfnis aber, nicht den HERRN, den Ewigen, den Gott Israels zu preisen – Halleluja –, sondern sich selbst wegen dieser Weisheit, dieser Macht, dieses Reichtums, zeigt zugleich tiefe Unsicherheit. Juden werden einerseits verachtet, verächtlich und lächerlich gemacht, andererseits gefürchtet als furchtbar klug, weltbeherrschend, reich; Biologie hört auf, aufklärende Wissenschaft zu sein, und wird zum Mythos: Ein durch Blut und Boden definierter Volkskörper muss alles Artfremde, alles Schwache, Kränkliche ausmerzen, was seine Gesundheit gefährden, seine Gesundung behindern könnte – ein Körper, der ja ohnehin durch den Dolchstoß von Juden, Demokraten, Sozialisten schwer verletzt ist, sich wehren muss; sich wehren muss auch gegen die christliche, biblische, also letztlich jüdische Voreingenommenheit für Schwache und Schwächliche. Was nicht hart wie Kruppstahl ist, sondern weich, muss weg,

würde sonst womöglich auch das Harte, das Kernige verweichlichen; darum muss auch entartete Kunst verbannt, zersetzende, also nicht wehrertüchtigende Literatur verbrannt werden. Noch heute wird in christlichen Kreisen der Unterschied zwischen Hetero- und Homosexualität mit den Begriffen natürlich und unnatürlich beschrieben; noch heute wird das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht ganz überwiegend nach dem Blut, nach der Abstammung definiert.

Dieser Weisheit, diesem Wissen, das zugleich Macht und Besitz ist, sichert, verschafft, wird nun nicht der Verzicht auf Weisheit gegenübergestellt, Ignoranz, eine womöglich selbst natürliche und naturwüchsige Naivität, edle Einfalt, sondern eine andere Art der Erkenntnis, der Aufklärung: die Aufklärung durch Erkenntnis des Ewigen, des Gottes Israels. Keine theoretische, sondern eine praktische Erkenntnis: Dieser Gott lässt sich erkennen in dem, was er tut, aber nicht durch Zuschauer, die gar nichts erkennen, sondern durch Menschen, die tun, die versuchen zu handeln. Auch diese Praxis ist dreiteilig, und das zeigt: Es handelt sich um eine genaue Gegenüberstellung: nicht nur eine andere Art von Weisheit, auch eine andere Art von Macht und Stärke, eine andere Art von Reichtum: Solidarität, Recht, Gerechtigkeit. Die Weisheit dieses Gottes besteht darin, sich mit uns, seinen Feinden zu solidarisieren, Gott mit uns Gottlosen zu sein, sich nicht abzufinden mit unserer Verlorenheit und so auch uns zu befreien zu angstfreier Solidarität, statt uns einreden zu lassen, dass Solidarität unweise, dass sie blöd ist; seine Macht übt er aus, indem er geschriebenes und gesprochenes Recht durchsetzt und damit uns befreit von unserer Rechtsfremdheit, Recht und Gesetz als nur formal zu verachten: Gerade Arme, Schwache, Wehrlose bedürfen geschriebenen, verbrieften Rechts gegen das Recht des Stärkeren, das Faustrecht; sein Reichtum besteht in seiner Beziehungsfähigkeit, Beziehungsgerechtigkeit, seiner Bundestreue, und er macht damit auch uns Einzelkämpfer, oder, wie der Dichter Peter Rühmkorf spottete, uns Einzelhandelsspezialisten zu treuen und verlässlichen Bundesgenossen seines Volkes.

Das ist, allem Grauen zum Trotz und entgegen, die frohe Botschaft, das Evangelium des heutigen Sonntags: Das Volk Israel, das Licht der Völker, Licht der Welt, wurde nicht ausgelöscht. Der Gott Israels selbst ist darum nicht Staub und Asche. Er gibt sich zu erkennen, auch uns Nichtjuden, uns Christen aus den Völkern, in der tätigen Bundesgenossenschaft mit seinem Volk; er gibt sich zu erkennen in dem, was er tut: Solidarität, Recht, Gerechtigkeit; er gibt sich denen zu erkennen, die da mittun; die zu tun versuchen, woran er Gefallen hat. Das Leben Israels, das Überleben des jüdischen Volkes ist uns ein Zeichen der Treue Gottes, der auch wir trauen, uns anvertrauen.

Amen.

INDIRA KURTESHI (20), PLEMETINA (KOSOVO), IM WINTER 2009 AUS ESSLINGEN ABGESCHOBEN. DEPORTED IN WINTER 2009 FROM ESSLINGEN (GERMANY).

»Da! Gefallen....« Gänzlich unvermittelt drückt die Beterin den Fall der Übeltäter aus. Niedergeworfen sind sie und können nicht wieder aufstehen.
Auch hier mag es einen Gedanken geben, der besagt, ja wenigstens das, einige der NaziTäter wurden hingeworfen. Sie konnten nicht wieder aufstehen. Ein kleines Zeichen von Gerechtigkeit im Meer ungesühnter Gewalt. Was ein kleiner, aber doch nicht zu unterschätzender Beitrag zur Heilung der Rechtsordnung, zur Neuausrichtung der völlig verschobenen Koordinaten von Gut und Böse. Die Frevler wurden ins Unrecht gesetzt, ihr Gefallen am Bösen, die Umwertung der Werte, die durch die Totenköpfe auf den Uniformen der SS ausgedrückt ist, mindestens angehalten, umgedreht, so hoffen wir. Wenn das nicht Güte des Herrn ist?!

Über den Psalm hinaus bleibt die Frage nach der Vereinbarkeit des Niederwerfens und dem Versöhnungshandeln Gottes lebendig. Im babylonischen Talmud (Chagiga 12 b) wird Psalm 36 bedacht, im siebten Himmel, heißt es da, sind Gerechtigkeit, Gericht und Milde. »Und der Tau, mit dem der Heilige, gelobt sei er, zukünftig die Toten belebt; denn es steht geschrieben: »Regen der Freigiebigkeit sprengst du, Gott, auf dein Erbe, und was ermattet, das richtest du auf. (Psalm 68,10).« Ohne das Gericht zu verharmlosen bzw. zu übergehen, was ja vielgeübter Brauch ist, zeigt sich hier, über die Genugtuung der Bedrängten hinaus, die Offenheit für die noch größere Güte Gottes. Eine Güte, der vielleicht auch die Haltung der Gläubigen entspricht, die unter den Jüngern und Jüngerinnen Jesu seinen Tod als Tod des die Sünden der Welt wegtragenden Gotteslammes verstanden. Biblisch bezeugt ist die Sühneermöglichung Gottes dort, wo die Grenze zwischen Leben und Tod vor Augen ist – wo die Welt zum Verderben ist, da rettet er ins Leben hinein. Der Heilige selber löst sich und uns von den Folgen unserer Taten, gibt einen Raum, der mehr ist als unsere eigene Verkrümmungen und selbstverliebten Kreise.

Gerade am 27. Januar gilt es, diese Spannung zu halten und auch in ihrer emotionalen Bedeutung für Nachkommen der TäterInnen, NutznießerInnen und Opfer auszuloten.

»Ja, ich habe an Huld Wohlgefallen, an Schlachtopfern nicht.«

Predigtgedanken zu Matthäus 9, 9-13

Helmut Ruppel

I. Lockruf der Alternative

»Man muss sehr tapfer sein, um heute durchs Leben zu kommen. So ganz privat und individuell. Ohne das, was man früher Ideale nannte. Ohne metaphysischen Horizont. Ohne die Unwiderstehlichkeiten einer Lebensentscheidung, die über einen verhängt wird. Also. Sitzen und warten. Am Fernseher. Am Schreibtisch. Auch auf der Kirchenbank – sitzen und warten.«

Manfred Josuttis[1] predigte vor 30 Jahren über Berufungsgeschichten, text- und bewegungsgemäß »mitreißend«, im wörtlichen Sinne dramatisch: »Unwiderstehlich«, »Lockruf der Alternative« hießen seine Auslegungen. Er sprach von Menschen, die aus den »Geldgeschäften des Zolls« herausgerissen werden und dass es unter der »Macht des Geldes« kein wirkliches Leben gibt, von der Sehnsucht nach einer »unwiderstehlichen Berufung«, ja, nach Verführung ins Offene, die aus den »Entfremdungsmächten befreit«.

Und kann man den Satz nicht auch gegenwärtig als äußerst treffend hören: »Gerade heute, im Zeitalter der Lebensgefahr, hat unsere Welt die Versicherung nötig, dass Umkehr durch den gewaltigen Gott noch möglich ist«? Andere nannten das damals »Aussteigen« und wer nicht »ausstieg«, hielt sich zumindest zu einer »Alternativen Liste«... Rudolf Bahros »Alternative« lag in der Luft – eine Ideengeschichte der »Alternative« würde reizvolle Analogien zu den Berufungspredigten aufweisen. Seltsam, dass wir unter dem Diktat einer *alternativlosen* »marktkonformen Demokratie« (Merkel) zu stehen scheinen.

Josuttis, erst einmal unter die gebieterische Rasanz des »Lockrufs« geraten, gelingt es ohne die unvermeidliche lutherische Kontrastierung mit Gesetz und Evangelium, also ohne die üblichen Schattierungen »Zöllner/Sünder – Pharisäer/Reinheitsheuchler«, Jesus/Freiheit - Pharisäer/Unfreiheit, die »evangelische Provokation« der Nachfolge zur Sprache zu bringen. Andere, Spätere[2] fallen da wieder zurück und knüpfen Klischee an Klischee: »Pharisäer sind wir alle«, dann folgen deftige Lasterkataloge, die ja nichts kosten, an den Pharisäern aber kleben bleiben; das Eis der Selbstgerechtigkeit, das gewissenhafte Über-Ich der Gesetzeseiferer; die Feiglinge, die nicht den Mut haben, Jesus selbst zu fragen, sondern »hintenrum« den Jüngern die Fragen »zuspielen« – ein Ver-

halten, das andererseits Josuttis als von einem gewissen Respekt und einer distanzierten Achtung bestimmt versteht. Ansonsten ist alles wie gehabt: Pharisäer sind ein »Verband von Gesetzeseiferern«, denen aber der Arzt zeigt, wie »krank ihr selber seid«! Es ist die alte Leier, mit der das Feindbild-Lied immer wieder angestimmt wird, mal grob, mal subtil[3].

Dagegen bleibt der Ansatz Josuttis', den unwiderstehlichen Ruf in Gottes Arbeit heute zu hören, so aktuell wie vor 30 Jahren. Es gibt andere Ansätze:

»Diese Geschichte verstehen, heißt das Evangelium verstehen«, sagte apodiktisch Helmut Gollwitzer[4] 1951 (!), was bedeutet, sie zu predigen, heißt: das Evangelium zu predigen! 1951 Barmherzigkeit als Herzschlag und Wirklichkeit Gottes zu predigen, der »Grenzen, Gräben und Mauern« überwindet, sein Recht wahrendes und zum Recht verhelfendes Tun – war das schon ein Hinweis auf die Notwendigkeit dessen, was 1996 mit dem 27. Januar als Gedenktag Gestalt annahm?

II. »Warum tut er das?«

»Wenn in früheren Generationen die Passionszeit des Kirchenjahres begann, stellte die Gottesdienstordnung immer Bibeltexte in die Mitte, die Jesus im Streit zeigen mit Gegnern seiner Lehre und seines Handelns – mit Menschen, die ihm Not machten und ihn immer tiefer in sein Leiden an Gott und den Menschen trieben. Auch die Auswahl des heutigen Textes folgt noch dieser alten Regel. Am Sonntag Septuagesimae, »siebzig Tage vor Ostern«, hören wir von Anfangsspannungen im Vorfeld des Leidens Jesu...«

Marquardt[5] beginnt 2001 seine Predigt mit einem Blick auf die Theologie der Perikopenordnung, die sich bis heute nicht geändert hat, und die damit verbundenen handelnden Personen. Und er setzt an zu einer wohltuenden paränetischen Gemeinde-Unterrichtung: »Heute wissen wir etwas besser Bescheid über die Pharisäer als noch unsere Mütter und Väter. Wir Christen haben von klein auf ein richtiges Feindbild von ihnen gezeichnet bekommen, das die Kirchen aber heute – Gott sei Dank – nicht mehr aufrecht erhalten können. Denn heute sehen wir: Eigentlich war Jesus selbst ein Pharisäer. Gewiss hat er sich nicht einer Gruppe angeschlossen; dazu bewegte er sich viel zu frei und offen unter allen Menschen. Aber die Art, wie er dachte und zum Beispiel seine Bergpredigt hielt, stand doch den Pharisäern sehr nahe. Genau wie sie wollte er mit der Welt der Mächtigen nichts zu tun haben und hatte seine eigentlichen Gegner nicht bei den Pharisäern, sondern in der Schicht der Sadduzäer...auch den Zeloten, der Gruppe antirömischer Widerstandskämpfer, die auf Waffen und Gewalt schworen, stand er ganz fern...«

Es ist die Frage nach dem Kern aller Weisungen, all der vielen Opfergesetze –

Brandopfer, Speiseopfer, Heilsopfer, Sündopfer, Schuldopfer – und die Weise sie zu lieben, zu lernen und zu leben, das verband Jesus mit den Pharisäern, und das trennte sie oft so schmerzlich. Sagen wir: Die Differenz der größten Nähe liegt den vielen Lehrgesprächen zugrunde, so auch hier: Die toratreue Lebenspraxis ist den Pharisäern das Wichtigste und Heiligste – wie kann dann dieser junge Wanderprediger, der so kluge wie wahre Dinge sagt, mit diesen »Zöllnern und Sündern«, also lauter Leuten, die mit dem Gesetz des Mose leichtfertig umgingen, mit der römischen Okkupationsmacht kooperieren, wie kann er mit diesen Gestalten sich an einen Tisch setzen? In religiös korrekter Sprache ist das »erklärungsbedürftig«, weiter gehen die Pharisäer nicht: »Warum tut euer Lehrer so etwas?«

Das aber *müssen* sie die Schüler Jesu fragen, denn sie sind ja die Lernenden. Was lernen sie über Reinheitsgesetze in diesem Verhalten ihres Lehrers?

An dieser Stelle stellt Marquardt die Weiche um und führt die Auslegung auf ein anderes Gleis, denn eben dies war ihre gemeinsame Überzeugung: »Gespräch, Diskussion, Fragen – Zurückfragen – Antworten ausprobieren... der ganze Talmud ist ein einziges *Gesprächs*-Buch...Meinung gegen Meinung, Bibelstelle gegen Bibelstelle, Generationenerfahrung gegen Generationenerfahrung setzen – und alle Fragen bleiben offen, weil keiner die Macht und das Recht hat, letzte Entscheidungen zu treffen.«

Es geht im rabbinischen Denken nicht um das Immer-schon-Gewusste, den beruhigenden Ausgleich, das zufriedene Gleichgestimmtsein, es geht um aufsässige Lust am Widerspruch, Verweigerung der Harmonie, keinen beruhigenden Gedankenaustausch, nur so wird die Lehre erweitert, nur so ist verständlich, dass es für Lehren und Lernen nur ein gemeinsames Wort gibt, *darasch*, und die Schriftgestalt, den *Midrasch*.

Marquardt liest hier nicht ein sich anbahnendes Gewittergrollen, frühe Ahnungen bevorstehenden Leidens, sondern die Eröffnung eines Lehrgesprächs, wieder einmal um den Herzschlag aller Gebote, der dem weiten Gebotengewebe zutiefst innewohnenden roten Faden.

Die Fragen der Reinheit, die strikt ent-schiedene, von allerlei Diesem und Jenem geschiedene Lebenspraxis führt im Nu zur Frage nach dem Zentrum der Tora. Die Pharisäer, die *peruschim*, strebten nach einem Leben »geschieden, getrennt, abgeteilt« vom *cosi fan tutte* in Sachen Gesetzesobservanz. Deshalb fragen sie nachvollziehbar: »Warum tut er das?« Jesus ist wie sie sowohl gegen Religionsgewalt wie gegen bekömmliche Selbstermäßigung in der Torapraxis. Deshalb antwortet er, ohne auf die mögliche Antwort seiner Schüler zu warten, »ganz auf ihrer Welle« mit pharisäischer Lehrmethode: Erklärung, Begrün-

dung, volkstümliche Auslegung und der Schlussformel: »Geht hin und lernt...« Wir geben unserer historischen Phantasie einen Augenblick nach und stellen uns vor, das Gespräch wäre nicht zum Zwecke eines »Evangeliums« verschriftlicht worden, sondern in der Situation weitergegangen, dann hätte ein anderer Gesprächspartner aufstehen können, eine andere Bibelstelle zitiert und zu Jesus gesagt: »Jetzt gehe aber auch du hin und lerne...!«

Hat aber Matthäus seine Fassung eines Lehrgesprächs aufgeschrieben und nicht einen ersten Schritt auf dem Weg in das Leiden, verfolgen wir diese Spur weiter.

III. »Ja, ich habe an Huld Gefallen, an Schlachtmahl nicht.«

Die beliebteste Auslegung arbeitet noch immer mit dem Gegensatz von der »Freiheit eines Christenmenschen« und dem unfrei machenden Religionsgesetz, kürzer: Freiheit gegen Gesetzesknechtschaft. Jesus ist demnach gegen jede Art von Religion mit Zwang: »Sittenzwang, Kirchenzwang, Gesellschaftszwang, Volks-, Staats- und Parteienzwang«[6].

Aber verlässt Jesus die Schrifttreue der Pharisäer, redet er gegen Mose, der das Gesetz gebracht hat, oder sucht auch er wie die Pharisäer nach dem Herzschlag der Gebote, nach ihrer Mitte? Er greift zu einem Wort des Propheten Hosea: »Erbarmen möchte ich, kein Opfer«(6,6), Buber übersetzt: »Ja, an Huld habe ich Wohlgefallen, an Schlachtmahl nicht.«

Im Hebräischen steht das unausschöpfliche, mit keinem Wort ausreichend zu übersetzende *chäsäd* – wer vermag den weiten warmherzigen Wortstrom zu begrenzen: Huld, Güte, Liebe, Erbarmen, Wohltaten, Solidarität, Freundlichkeit, Gnade, Barmherzigkeit, Treue, Verlässlichkeit, warmherzige Verbundenheit, Norm und Praxis – das alles ohne den Anflug einer Verpflichtung, reine Zuwendung. Ohne chäsäd würde jede gesellschaftliche Form, von der Familie bis zum Staatsvolk, auseinander brechen; am Ende eine umfassende Beschreibung dessen, was Israel von Gott erfahren hat, beginnend mit der Befreiung aus dem Geschundenwerden in Ägypten über die Gabe der Gebote und des Landes bis hin zur Gewissheit, in Gottes Schöpfung verantwortungsvoll leben zu dürfen. So kann der tiefste Sinn der Opfer nur sein: »Gottes Huld huldigen«.

Jedem Schriftkundigen ist der lange Rechtsstreit Gottes mit seinem Volk im Prophetenbuch Hosea vor Augen, beginnend mit Cp4: »Ja, Streit hat Gott mit denen, die im Lande wohnen. Denn es gibt keine Zuverlässigkeit *(emet)*, keinen Gemeinschaftssinn *(chäsäd)* und keine Gotteserkenntnis *(da'at elohim, Wissen um Gott)* im Lande«, die hoseanischen Leitworte in der wortreichen Kritik vor allem am Kultpersonal. Der Kult, die Opferpraxis sind verrottet. Es geht nicht

mehr um Opfervollzug, die innere Einstellung gegenüber dem Opfern ist verloren gegangen! Was sollen die Opferweisungen, wenn der Herzschlag allen Opferns längst ausgesetzt hat, nämlich: Güte und Huld! Die Opfer sind nichts »für sich«, kein Selbstzweck, sie können nicht ersetzen, was Gott wirklich »will«, »Barmherzigkeit, Güte *will* ich, keine Schlachtopfer.« Schon Samuel hatte diese Verirrung aufgedeckt und kritisiert:

»Hat Gott Gefallen an Ganz- und Schlachtopfern wie am Gehorsam gegenüber seiner Stimme? Hören ist besser als Schlachtopfer, gehorchen besser als das Fett von Widdern!« (1. Sam 15,22f).

Die Opfer mögen noch so korrekt vollzogen sein, wenn ihnen keine Hingabe, keine Liebe und Güte im Leben entsprechen, sind sie nur ein hohles Übel. Hosea geht nicht gegen die Opfer vor, sondern es geht ihm um den Geist, aus dem sie hervorgehen. Wenn es keine Umkehr der Herzen gibt, was sollen dann Opfer? Israel muss umkehren von seinem falschen Gottesdienst, von seiner verkehrten Weise, vor Gott kultisch und alltagspraktisch zu leben – das ist Hoseas Thema, Israel weiß es sehr wohl, kennt diese Anklage und Weisung zugleich sehr gut! »An Liebe habe ich Wohlgefallen (Luther ›Lust‹) und nicht am Schlachtopfer.« Als in Israel alles zerbrach, war es auch dieses Wort, seine lebendige Bewahrung, die ihm weiterhalf[7]. Seine »Gewissheit trägt Israel über die Zerstörung des Tempels hinweg: Einmal war Rabban Jochanan ben Zakkai – Gründer des Zentrums in Jabne nach 70 – aus Jerusalem hinausgegangen und Rabbi Jehoschua ging (als Schüler) hinter ihm. Und als er das Heiligtum zerstört liegen sah, die Stätte, da man für die Sünden Israels Sühnung beschaffte, sprach er zu ihm: Mein Sohn, es missfalle dir nicht! Wir haben eine Sühne, die jener gleicht. Und welche ist das? Es sind die Liebeserweisungen, denn siehe, es heißt: An Liebe habe ich Wohlgefallen und nicht am Schlachtopfer (Hos 6,6).« Auch der »christliche« Schriftgelehrte Matthäus kennt dieses Wort und argumentiert mit ihm hier und in 12,7, wenn es gilt, die hungrigen, Ähren ausreißenden Jünger zu verteidigen. Die Pharisäer, denen hier Antwort mit Hosea gegeben wird, leben historisch gesehen längst selbst mit diesem Wort wie Rabbi Nathan, doch Matthäus, zu dessen Aufschreibzeiten der Tempel schon zerstört war, lässt nur Jesus allein antworten. Peter von der Osten-Sacken notiert: »So werden die Grenzen schärfer gezogen, Traditionen vergessen gemacht...«[8]. Er bestätigt damit Marquardts Ansatz von der Eröffnung eines Lehrgesprächs, wie es sich z. B. noch in Mk 12, 28-32 wunderbar vollzieht. Doch bei Matthäus hören wir nur noch Jesus sprechen, eine pharisäische Antwort bleibt aus.

IV. Jesus und die Gott-gehemmten Menschen

Ganz auf der Linie des Propheten Hosea geht es Jesus bei Matthäus darum,

Preis und Dank zum Altar zu bringen, eben Gotteserkenntnis. »Gottes Huld huldigen ist der tiefste Sinn der Opfer«[9], deshalb weist Hosea immer wieder auf die Anfänge der Huldgeschichte Gottes mit seinem Volk hin[10]. Dies erkennen und in seinem Leben wahr werden lassen, führt nicht zu Kultablehnung und Kultersatz, sondern zu einer Vorordnung im Sinne von »mehr als.« Es geht nicht um »Nächstenliebe statt Kult«, eine sehr beliebte protestantische Lesart prophetischer Kritik, sondern um Kult, eingebettet, getragen und vollzogen in der Praxis von Güte und Solidarität. Mit Hosea deutet Jesus den innersten Kern des Gesetzeswillens.

Wir haben an anderer Stelle gesehen, dass die Pharisäer/Rabbinen zu eben dieser Deutung kamen. Nun kommt jesuanisch – von Hosea wissen wir in dieser Hinsicht nichts – hinzu, *wie* er diese Deutung praktiziert, wie sie Gestalt annimmt: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken – alle, jene, die in irgendeiner Weise den Geboten Genüge tun können, nicht in der Gottesdienstgemeinde sein können oder wollen, die vom Rande, die »draußen«, die, so Marquardt, »Hemmungen mit Gott« haben, bei denen zu sein aber Jesus keine Hemmungen hat. Christologisch gesprochen, bei und mit denen zu sein der Christus keine Hemmungen hat. Gehen wir einen Schritt weiter und wagen zu formulieren, mit denen der tief mit Gott verbundene, ihn vergegenwärtigende Jesus keine Hemmungen hatte.

Zu diesen Gott-gehemmten Menschen, die nicht zum Altar in den Tempel kommen können oder wollen, aus welchen Gründen auch immer, geht er und isst mit ihnen. Damit *lehrt* er sie, dass auch sie *»Unser Vater«* sprechen können. So versteht, lehrt und lebt er das Gesetz des Mose und lädt auch die Pharisäer dazu ein...

Aus diesen Gedankengängen sollte nicht zu rasch eine ethische Applikation entfaltet werden im Sinne einer »Gemeinschaft mit Outsidern«, es sei denn, es gibt konkrete Kooperationen (um nicht sogleich von ASF-Unterstützung zu sprechen...) oder Projekte im regionalen oder ökumenischen Zusammenhang. Die Geschichte in Mt 9 erzählt uns, wie Jesus sich mit jenen zusammensetzt, die nur mit Ironie oder Melancholie auf das Wort »Gott« oder die Rede vom »frommen Leben« reagieren, wie er das Tiefinnerste aller Gottesgebote hört, versteht, lehrt und lebt und um die Zustimmung der Pharisäer wirbt – darauf liegt der Ton der Erzählung: »Er kommt zu *uns*...da doch auch wir es recht schwer haben, zu Gott zu kommen« (Marquardt) – in dieser Erzählung kommt er zu uns. In welcher Gestalt er darüber hinaus heute zu uns kommt, wird in ein lebhaftes Gottesdienst-Folge-Gespräch führen...Ob das auch zu den Themen des 27. Januar führen wird, der an diesem Sonntag nicht unerwähnt bleiben sollte!?

V. Erbarmen gibt zu denken

Der 27. Januar als »Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus« ist bis heute nicht zu einem Stolperstein für theologisch-liturgisches Denken geworden. Der Band »Riskante Liturgien«[11] über »Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit« beschäftigt sich mit der Eröffnung des Berliner Hauptbahnhofs, der Beerdigungen von Johannes Rau und Robert Enke, dem Ehrenmal der Bundeswehr oder Krisensituationen im Gemeinwesen. Fragen, die den theologischen Nerv christlichen Selbstverständnisses treffen, werden selten gestellt, sie wären vermutlich zu riskant für Kirche und Gesellschaft. Sehr eindrucksvolle Ansprachen im Bundestag (Marcel Reich-Ranicki, Zoni Weiss seien nur stellvertretend genannt!) übernehmen die Aufgabe des Gedenkens[12].

Der 27. Januar als fließender Termin ist leicht zu übergehen wie zu übersehen, fiele er nicht im Jahre 2013 wieder auf einen Sonntag. Es wäre ein glückliches Zusammentreffen, hülfe die Perikopenordnung der umgebenden Sonntage. Viele Gemeindekräfte sind nach der Advents- und Weihnachtszeit erschöpft, ein liturgisch-homiletisches Projekt »27. Januar« vorzubereiten fällt in die denkbar ungünstigste Zeit. Viele Gemeinden arbeiten mit Jahresthemen oder schließen sich den Themen der Luther-Dekade bis 2017 an. »Reformation und Toleranz« für das Jahr 2013 ist weithin und vielseitig vorbereitet, es kann *in der Sache* mit einem Gottesdienst zum 27. Januar eröffnet werden. Jede Gemeinde weiß selber, mit wem, wo, in welcher Form das Thema zu entfalten wäre – hier sollen nur drei Anstöße gegeben werden.

- Zu einer gemeinsamen Seminarlektüre/ bei einem Wochenendtreffen/ zur kursorischen Lektüre in der Gemeinde sei empfohlen: Magdalene L. Frettlöh, Wo war Gott in Buchenwald? Das Bändchen aus dem Wartburg Verlag Weimar (2010, 3. Aufl.) enthält Frau Frettlöhs Vortrag und eine Predigt (!) des Direktors der Gedenkstätte Buchenwald, Volkhard Knigge.

- Aus dem Rahmen einer Predigt zu Mt 9,9-13 lassen sich unterschiedliche Schwerpunkte aussteuern, z.B. das Thema *Barmherzigkeit*. Eine der herausragenden Stärken Europas ist der Sozialstaat. In verbriefter Solidarität will er Menschen in Lebensrisiken schützen: Alter, Krankheit, Arbeitslosigkeit. Er ist aus dem Versuch entstanden, moderner risikoreicher Freiheit soziale Gerechtigkeit abzuringen. Und er gilt vielen Menschen am Rande, »Randexistenzen«, an ethnischen, kulturellen und sozialen Rändern der Gesellschaft, wie sie jede Gemeinde kennt, wahrnimmt und vielleicht auch unter ihnen leidet, sie sogar in ihre Mitte hereinholt von den Rändern... Die Opfer des Nationalsozialismus waren sämtlich Opfer einer erbarmungslosen Gesellschaft, einer Welt ohne Erbarmen. Erbarmungslose Ungerech-

tigkeiten, Gleichgültigkeit haben Schwerstkranke, sozial Auffällige, Sinti und Roma, Lesben und Schwule, Juden und Kommunisten in den Tod getrieben. »Erbarmen« klingt peinlich antiqiert, doch wer vermag den Reichtum und die Strahlkraft des biblischen Wortes chäsäd zu ermessen? In seiner Praxis *ist* man keiner Nächster, man *wird* immer nur Nächster. Wie kann das »Gemeindeprojekt Barmherzigkeit« aussehen? Was ist aus der Gemeindegeschichte zu erinnern, was bleibt zu tun, kommt auf uns zu?

▶ Aussteuern aus der Predigt lässt sich auch das Thema *Opfer*. »Die Opferaltäre sind abgeräumt. Die Opfertempel sind zerfallen...aber das Opfern geht weiter. In uns und unter uns. In unserem Unterbewusstsein und in unserer Gesellschaft.« (Josuttis).
Es wird geopfert dem Leistungszwang, den Verhaltenszwängen, den Kontrollinstanzen, den Normen, Idealen und Vorurteilen, der Erhaltung alter oder der Verwirklichung neuer Gesellschaftsordnungen.
Wie sehen wir Menschen, leben mit ihnen, die die Opfernormen nicht erfüllen?
Muss Barmherzigkeit nicht heißen, einander das Leben, die Eigenständigkeit, die Freiheit zu *gönnen*? Allen Menschen, mit allem Einsatz, aller Phantasie, aller Entschiedenheit das Leben zu *gönnen*?
Wem wurden die Menschen, deren wir am 27. Januar gedenken, »geopfert«?
(Starke Impulse bei Manfred Josuttis in seiner Predigt »Opfer oder Barmherzigkeit« in »Reden-Träume-Fragen«, München 1974)

---

1 M. Josuttis, Die permanente Passion, München 1982, ders., GPM 77. Jg.1988/11, 99-104
2 K. Foitzik, H-J. Petsch, in: Predigtstudien Stuttgart 2000, V,1. Halbband,136ff; F.T. Brinkmann, J.V. Sandberger, in: Predigtstudien Stuttgart, 2006/2007 V, 1. Halbband, 122ff.
3 K. Blümlein, in: Pastoraltheologie/GPM 95. Jg., 2006, 96-101; hilfreich: Christoph D. Müller, Die Pharisäer – zu einem Klischee christlicher Predigt, in: Antijudaismus – Christliche Erblast, hrsg. v. W. Dietrich u. a., Stuttgart 1999, 127-142
4 In: GPM Jg. 6, 1951/52, 153
5 Fr.-W. Marquardt, Lasset uns mit Jesus ziehen, hrsg. v. M. Weinrich, Studium in Israel, 2004, 235ff.
6 a. a. O., 238
7 P. v. d. Osten-Sacken, Der andere Rabbi, in: ders., Anstöße aus der Schrift, Neukirchen 1981, 209f
8 a. a. O., 210
9 Marquardt, a. a. O., 239
10 U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus I/2 (8-17), Zürich/Neukirchen 1990, z. St ; R. Rendtorff, Theologie des AT, Bd 1, Neukirchen 1999, 247-255
11 K. Fichtner, Th. Klie, Riskante Liturgien, Stuttgart 2011
12 Im Internet zu den Stichworten »27. Januar« und »Schoa-Gedenktag« viele Angaben!

Liturgie zum Sonntag Septuagesimae am 27. Januar 2013, der zugleich Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus ist.

Helmut Ruppel

Vorbemerkung: In den Predigthilfen 2007 bis 2012 zum Gedenktag sind unterschiedliche liturgische Anregungen und Vorschläge bereitgestellt. Diese Materialien finden Sie unter www.asf-ev.de/27januar.

Musikalische Eröffnung

Lied EG 366
Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen nicht, wo aus noch ein nach »In tenebris nostrae«, 1546

Liturgin: Gruß und biblisches Votum
Wir feiern diesen Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Der Sonntag Septuagesimae, 70 Tage vor Ostern und am heutigen 27. Januar, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, handle vom zerbrechlichen, unangesehenen und verachteten Leben der geringsten Schwestern und Brüder dessen, der, wie sie, Opfer der menschlichen Gewaltgeschichte wurde. Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht, der Treue hält ewiglich und keines seiner Kinder jemals loslässt, wie wir es erhoffen für alle, derer wir heute gedenken.

An diesem sonntäglichen Gedenktag hören wir dem polnischen Dichter Adam Zagajewski zu, wenn er erzählt:

Ich kam zurück in die Stadt,
in der ich ein Kind war und ein Jüngling
und ein dreißigjähriger Greis.
Die Stadt begrüßte mich mit Gleichmut und die
Lautsprecher ihrer Straßen flüsterten:
Siehst du nicht, dass das Feuer immer noch lodert,
hörst du nicht die Flammen knistern?
Geh fort. Suche woanders. Suche.
Suche die wahre Heimat.

Wir fragen in diesem Gottesdienst, wie und wo und womit bereiten Menschen Menschen im Angesicht des richtenden und erbarmenden Gottes die wahre Heimat?
Gottes Atem, sein Heiliger Geist, stärke unsere Mühen um Gerechtigkeit.
Dass wir vor den Abgründen nicht die Augen schließen, immer wieder von neuem anfangen und in allen Menschen unsere Geschwister sehen.
Dass wir die Stimmen jener hören lernen, denen nur zu sagen blieb:

»Ich bin in Vergessenheit geraten, als wäre ich tot –
weg aus dem Herzen.
Ich bin wie ein zerbrechendes Gefäß.
Ich höre das Gerede vieler – Schrecken ringsum!«
»Reiß mich aus der Hand derer, die mich befeinden und mich verfolgen.
Lass dein Antlitz über mir leuchten – ich gehöre zu dir.«
Psalm 31, 13f.16f.

Lektor: Psalm 36
Abgedruckt im Beitrag zu Psalm 36: »Wie köstlich ist deine Güte, Gott«?

Lied **EG 344, 9**
Amen, das ist: es werde wahr.
Martin Luther 1539

Sündenbekenntnis
(s. auch *Litanei auf den Gedenktag, Predigthilfe 2011*)

Der du unsere Geburt gewollt hast,
unser Aufwachsen,
unsere besseren Jahre.
Brich in uns die Macht zur Verdrängung,
dieses faule, bange Vergessen, Nicht-Wissen,
Nicht-Wissen-Wollen, dieses Tun,
als ob es nur halb so schlimm ist, dieses Selbst-Beschwichtigen,
dass wir es ja persönlich nicht gewesen sind;
dass auch manche vielleicht selbst schuld waren;
dass auch wir haben leiden müssen;
dieses »So ist das Leben« und »Es muss auch mal Schluss sein«.

Der du unsere Geburt gewollt hast,
unser Aufwachsen,
unsere besseren Jahre,
der das Leben so nicht gemeint hat, ruf uns an:

»Mensch, wo sind deine Geschwister?«
Stoße uns wach, der du in unserer Welt so mächtig bist
wie Menschen gut sind!
Bring uns zur Einsicht,
dass wir zu unserem grundlosen Unrecht von abfälligen Reden,
verachtungsvollen Urteilen,
stummem Zuschauen und passivem Hinnehmen der Gewalt stehen müssen,
seine Opfer erinnern und sie als unseren Bruder und unsere Schwester
endlich begreifen!

Der du unser Ursprung bist!
Vor deinem Angesicht lass uns der Toten gedenken
und aufstehen gegen den Tod in allen seinen Formen.
Werde in uns Herz und Verstand,
dass wir fähig werden gegen den Ungeist aufzustehen,
wenn schon nicht damals, so dann heute.
Strecke deine Hand aus bis dahin, wo wir noch tot sind.
Vergib uns und mache, heute noch, mit uns einen neuen Anfang.
Erbarme dich unser, dass wir der Toten gedenken und es nicht hinnehmen,
dass unsere Erde noch einmal so verwildert.
(Paraphrase nach Huub Osterhuis, Um Recht und Frieden. Gebete, Düsseldorf 1989)

Wo es Traditionen gibt oder wo solche eröffnet werden können: Verlesung der Namen früherer jüdischer christlich getaufter Gemeindeglieder sowie Verlesung der Namen früherer jüdischer Nachbarn, die ihr Lebenin der Schoa verloren haben oder die die »Nachbarschaft« aufzugeben gezwungen wurden. Möglich ist auch die Verlesung der Namen auf den »Stolpersteinen« im Umkreis der Gemeinde. Soweit Namen weiterer im Nationalsozialismus Verfolgter bekannt sind, ist hier der Ort , ihrer zu gedenken. Ebenso ist es möglich, »Leidens-Lebens-Geschichten« zu erzählen.

STILLE – Musik

Lied **EG 412**
So jemand spricht: »Ich liebe Gott«
Christian Fürchtegott Gellert 1757

Gnadenzusage **Ezechiel 36,27**

Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Menschen aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun.

ALIJA KURTESHI (26), PLEMETINA (KOSOVO), IM WINTER 2009 AUS ESSLINGEN ABGESCHOBEN. DEPORTED IN WINTER 2009 FROM ESSLINGEN (GERMANY).

»Wie kostbar ist deine Freundlichkeit, Gott«?

Psalm 36, gelesen angesichts des 27. Januar

Marie Hecke, Christian Keller, Aline Seel, Christian Staffa

1 Für die musikalische Aufführung. Von David, der dem Ewigen dient.
2 Spruch der bösen Tat über die, die Gewalt verüben, im Innern meines Herzens: Es ist kein Erschrecken vor Gott in ihren Augen.
3 In ihren Augen schmeichelt es ihnen schuldig zu werden, zu hassen.
4 Die Worte ihres Mundes sind Unheil und Hinterlist, sie haben aufgehört, verständig zu handeln, Gutes zu tun.
5 Unheil denken sie sich aus auf ihren Liegen, begeben sich auf einen Weg, der nicht gut ist. Böses verachten sie nicht.
6 Ewige, bis über den Himmel hinaus reicht deine Freundlichkeit, deine Verlässlichkeit bis zu den Wolken.
7 Deine Gerechtigkeit ist wie die Berge, dein Recht ein tiefes Meer. Mensch und Tier befreist du, Gott.
8 Wie kostbar ist deine Freundlichkeit! Menschen bergen sich im Schatten deiner Flügel.
9 Sie sättigen sich an der Fülle deines Hauses. Vom Bach deiner Freude lässt du sie trinken.
10 Denn bei dir ist die Quelle des Lebens. In deinem Licht sehen wir Licht.
11 Deine Freundlichkeit lass andauern bei denen, die dich kennen, deine Gerechtigkeit bei denen, die geraden Herzens sind.
12 Der Fuß der Hochmütigen möge nicht zu mir kommen, die Hand derer, die Gewalt verüben, möge mich nicht verjagen.
13 Da, gefallen sind die, die Unheil tun. Niedergeworfen wurden sie, sie können nicht wieder aufstehen.
(Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache)

Bewegungen

Drei sich fast widersprechende Bewegungen vollzieht der Psalmbeter oder die Beterin. Schonungslos beschreibt sie die Mechanismen des bösen Menschen, hochfliegend die Verlässlichkeit Gottes und seine Güte und bittet zuletzt verzweifelt um Schutz und die Bestrafung der Gewalttätigen. Diesen drei Bewegungen versuchen wir zu folgen, exegetisch und aktualisierend, sie nicht gegeneinander sondern aufeinander bezogen zu verstehen und Doppeldeutiges zu hören – am Tag der Befreiung von Auschwitz, am Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus.

Die rabbinische Tradition weiß zu berichten von der wunderbaren Einung des Verschiedenen:

In den ersten drei (Stunden des Tages) sitzt der Heilige, gelobt sei er, und beschäftigt sich mit der Tora. In den zweiten (drei) sitzt er und richtet die ganze Welt, und sobald er sieht, dass die Welt der Vernichtung schuldig ist, erhebt er sich vom Thron des Rechts und setzt sich auf den Thron der Barmherzigkeit. ... (Rabbi Jehuda im Namen von Raw, Talmudtraktat bAboda Zara 3b, s. auch Peter v. d. Osten-Sacken, Katechismus und Siddur, Berlin 1984,154)

Wird in den Kommentaren zu diesem Psalm teilweise gestritten, ob und wie der Beter des Psalms denn die widersprüchlich scheinenden Zugänge zu Gott (Klage, Lob, Bitte, Rachewunsch) und sich selbst vereinen könne – in der oben zitierten rabbinischen Tradition scheint es zumindest für Gott sehr deutlich sich unterscheidende Zugänge zum Menschen zu geben. Dabei nimmt er Bezug auf die Tora, die er liest, um dann mit dieser die Welt zu richten, die vor ihren Kriterien nicht bestehen kann. Seiner Verheißung folgend wechselt Gott die Perspektive und wendet sich den Abgefallenen wieder zu und ihre Herzen auf.

Die Gewalttätigen

Die ersten fünf Verse des Psalms sind gleichsam der Stuhl des Gerichts, sie dienen der Aufdeckung, der schonungslosen Beschreibung der in der Gottesferne wurzelnden Bosheit der Frevler. Der Sünder, der Gottlose hat keine Scheu, kein Erschrecken vor Gott vor seinen Augen (Vers 2). Er hat Gott nicht zum Gegenüber und damit den Maßstab, an dem er sich ausrichten könnte und sollte, verloren. Stattdessen lesen wir von einem selbstverliebten Kreisen um die eigene Achse – verkrümmt, gottvergessen. Das Böse ist narzisstisch, ist selbstbezogene Bauchnabelschau. Die hebräische Wurzel קלח (Vers 3) kann mit »glatt sein«, »sich gefallen«, »sich schmeicheln« übersetzt werden und hat den Gottlosen als Subjekt, dem es gefällt, dem es schmeichelt, sich schuldig zu machen und zu hassen. Nachts liegt er auf seinem Lager und schmiedet im Dunkeln gottlose Pläne. Statt mit sündlosem Schlaf und schuldlosen Träumen sind seine Nächte mit der Vorbereitung gottloser, mörderischer Pläne gefüllt. Er geht diesen bösen Weg bewusst und selbst gewählt (Vers 4f.) und gefällt sich darin. Lothar Kreyssig nannte das den frevlerischen Aufstand gegen Gott (im »Gründungsaufruf« zur ASF, s. Gabriele Kammerer, Aktion Sühnezeichen – Aber man kann es einfach tun, Göttingen 2008, 12). Das Böse, das Morden des Anderen wird zur Richtschnur, weshalb alles, was noch behauptet »du sollst nicht töten« der Verachtung und Vernichtung anheimfällt. Der Text versteht es, diesen Mechanismus in kurzen Worten auf den grausamen Punkt zu bringen: Sie gefallen sich im bösen Tun. Die Dynamik des Bösen wird

dramatisch verstärkt. Es fehlt jedes Korrektiv, vermuten die Gewaltverliebten in irgendjemandem solches Korrektiv, wird dieser, werden diese liquidiert.

Diese Außenansicht des Sünders ruft Angst hervor – albtraumgleich schmiedet das Böse nachtens mörderische Pläne. Erwachend sucht die Beterin das Gespräch mit ihrem Gott, im Ruf aus der Einsamkeit die Furcht vor den Gottlosen, die ein Schienennetz der Vernichtung durch ganz Europa spannen und in der Dunkelheit über Eisenbahnplänen brüten. Erstarrt vor den Frevlern, die mit selbstsicheren Schritten auf dem Weg der Vernichtung von Millionen von Menschen marschierten und diesen Weg ganz bewusst gingen, die einfach aufgehört haben, gut, dem Leben dienend zu handeln (Vers 4), die sich entschlossen haben zum Vernichten, zum Bösen.

Wir lesen einen Psalm Israels und vielleicht sind wir Christen, wir Deutschen als Frevler angesprochen, sicher unsere Vorfahren aus Sicht der Opfer des Nationalsozialismus. So können wir in den ersten Versen den Abgrund des Handelns so vieler Deutscher zu Nazizeiten beschrieben sehen, das in der Vernichtung von so vielen Millionen, Juden, Roma, Sinti, Kriegsgefangenen, Menschen mit Behinderungen, Kommunisten, Homosexuellen, Widerständlern, Deserteuren seinen Höhepunkt gefunden hat.

Ich lese diese Verse und erschrecke über die Sünde meiner Großeltern, meiner Vorfahren. Sie lassen mich aufschrecken und fragen: Gehört das abgrundtief Böse zu den eigenen Möglichkeiten von Anfang an – auch zu den meinigen? Ich, als Nachfahrin der Täter, der Gottlosen, höre und lese diese Verse nicht nur als Außenansicht, sondern auch als Innenschau des Frevlers, der sein Handeln bewusst wählt und auf diesem Weg beharrt.

Das Böse zum Ziel haben, was für ein abgründiges Vorhaben! Aber gerade diese Dimension ist es, die wir als Massenphänomen in Nazideutschland vorfinden, was uns so umtreibt, weil es eben nicht die paar wenigen waren, auf die immer gezeigt werden kann, sondern wie eine Massenhysterie des Wetteiferns, im bösen Tun sich zu gefallen.

Gotteslob als Unterbrechung

Anders als in Psalm 1 folgt in Psalm 36 dem Bild des Frevlers nicht das Bild des Frommen, sondern ein Hymnus. Die Beterin selber scheint sich hier zu unterbrechen, inmitten klagender Zeilen über die auf den bösen Wegen, die selbst im Bösen Selbstverliebten das herausgesungene Gotteslob: ein Außer-sich-treten, nun geht es in alle Richtungen mit Gott – himmelhoch, wolkenweit, zu Bergen und in Tiefen. Nichts scheint mehr übrig vom homo incurvatus. Dahin die Selbstverkrümmtheit, mit dem immergleichen Kreisen

um das immergleiche Eigene – ein hermetisch scheinender Raum wird geöffnet.

Wolken und Himmel gerahmt von den Bergen der Gerechtigkeit, gehalten in der Tiefe vom Gottesrecht, auf der Zunge zergeht sie, schmackhaft die Güte des Heiligen. Die raumgreifenden Ausspannungen des Psalms erinnern an Beschreibungen des Tempels – ein Bild der Wohnung des Heiligen selber wird entworfen und so werden die Flügel zu denen der Cherubim – den Wächtern der Lade. Kommt der Mensch unter ihre Fittiche, so ist er in Tora-Nähe.

Der Mittelteil des Psalms erscheint als ein zarter und doch bestimmter Ruf nach der Nähe Gottes. Nur hier ist Leben möglich, nicht im engen Eigenen – Lebensglück braucht die räumliche und personale Nähe des Heiligen. Hier ist des Lebens Quelle, sie kommt aus der Fremde zu uns, in seinem Lichte das Licht. Die Beterin kommt aus der Dunkelheit der Angst in Worte für ihren Gott, welche ihn sanft zu preisen und zu bitten scheinen: Bleib bei mir, sieh – die Welt ist der Vernichtung schuldig. Und doch wünsche ich deine himmelweite Güte, deine bergesgleiche Gerechtigkeit. Du treuer Gott.

Wer ist denn gemeint?

Wir lesen Israels Psalm, bedenken Israels Tora. Wir Gojim sind bleibend die aus der Verborgenheit Gottes Kommenden, laufen Gefahr nicht nur ge- sondern auch verblendet zu sein von Gottes Licht. Die Gnade seines Lichtes könnte uns die Augen vor der Erstlingschaft Israels und unseres Dazugekommenseins verschließen. Da wo das Judentum von Vorneherein in Beziehung zu Gott ist, wird Gott uns Christenmenschen erst gegeben. Im Psalm-Lesen, nicht nur aber auch da können wir diese Fremdherkunft unseres Glaubens spüren. Über Umwege uns gegeben, spricht auch der Psalm erst einmal nicht zu uns, sondern eben zu Israel. Auch wenn die sogenannten Bibeln, die nur Neues Testament und Psalmen beinhalten, etwas anderes behaupten. Das mag uns sinnvoll zögern lassen, zu schnell in das Preisen Gottes einzustimmen. Das könnte uns zu rasch vergessen lassen, dass wir gerade noch die beklagten Bedränger, die Gewalttätigen, die Frevler waren.

Suchen wir Zuflucht in der Güte Gottes – ohne sein Recht in seiner Tiefe bedacht zu haben? Bergen wir uns unter seine Flügel, bilden wir uns Wärme ein – ohne zu verstehen, dass alles Tun Gottes von der Tora herkommt? Das Licht des Psalms ist nah an der Flügel Schatten – nah an Gott und am Leben sind wir nur im Hören und Tun seiner Gebote. In seinen an Israel gegebenen Weisungen stellt sich Gott selbst unter Bedingung. Das gesetzliche *wenn* ist Ausdruck seines Verlangens – Gott verlangt nach dem Menschen, spricht seine Gebote als Sehnsuchtsäußerungen, dass er sich endlich an uns als Gott

bewähren könne. *Wenn* ihr doch endlich das Böse verlasst, *dann* bin ich euch Leben und Licht, Sättigung und Wonne.

Die Beterin des Psalms gibt ihm hierzu Gelegenheit, bringt ihre Angst vor Gott, entlässt den Heiligen nicht aus ihrer Klage. Im Offenlegen des bösen Tuns geschieht Befreiung – das Erkennen des Frevels, das Wahrnehmen von Verkrümmtheiten und Abwegen führt heraus aus dem selbstbezogenen Kreisen. Nur so kann sie einstimmen in das laute Gotteslob – getragen von der Sicherheit, dass der Heilige selber sich nicht aus ihrer Klage entlässt.

Abwehr innerer und äußerer Feinde

Der Beschreibung und Dramatisierung des Frevlers folgte ein abruptes Lob der Güte, Treue und Gerechtigkeit des Heiligen Israels und deren Folgen für Menschen und Tiere. Die Beterin pries die Lebensfülle, die in der Zuflucht bei IHM möglich ist, und bittet im abschließenden Vers 11 um Ausbreitung von Güte und Gerechtigkeit. Alle den Heiligen Israels Kennenden, die »geraden Herzens«, sollen von dessen Güte und Gerechtigkeit umfasst, geborgen und geschützt sein. Die Bitte zielt darauf, dass die Schatten der Flügel sie erreichen, alle darunter ihren Platz finden.

Vers 12 erscheint so als das negative Gegenüber, die andere Seite, die Wirklichkeit: Notruf, ein Schrei, die Füße der Hochmütigen mögen die Beterin nicht erreichen, die Hand der Frevler sie nicht wegtreiben. Hand und Fuß der Hochmütigen und Frevler sollen die Bittenden nicht berühren, sollen fernbleiben. Hier spricht ein Mensch, der Erfahrung hat im Vertrieben-werden, der Gewalt erleiden musste. Das Gegenbild zu dem Schutz unter den Flügeln Gottes ist fast schmerzhaft gewaltförmig und macht die Sehnsucht nach diesem Schutz umso lauter. Es ist, als ob ich die Stimmen der Verfolgten des Nationalsozialismus höre, die ihrer Sehnsucht freien Lauf lassen, aber eben auch voller Schmerzen um Hilfe gegen die Gewalt der Frevler schreien.

Und für uns Nachgeborene? Vielleicht kann für uns zart hörbar sein: Der Fuß der Hochmütigen möge nicht in mich kommen, Gott schütze mich also nicht nur vor dem fremden sondern auch vor eigenem Hochmut! Hören wir das als Menschen, die sich intensiv mit der Geschichte und ihren Folgen beschäftigt haben, könnte diese Bitte sich erschließen. Neigen wir nicht manchmal dazu, uns sehr auf der Seite der Guten zu fühlen? Das Schlechte ganz weit von uns zu weisen, das sind ja die anderen. Ob der Psalmist dies im Sinn hatte, ist nicht wirklich auszumachen, aber wir dürfen es als zu uns gesagt mithören. Und denken: Was ein Gebet, was neben dem eigenen Opfer-sein auch die Anfälligkeit für Hochmut im Eigenen sieht und um Kraft bittet, dem nicht nachzugeben.

Alttestamentliche Lesung **Jesaja 43,16.18f.,25f.**

So spricht Gott, der im Meer einen Weg erschafft
und in starken Wassern eine Straße:
Denkt nicht an das Frühere, und auf die Vorzeit achtet nicht!
Siehe, ich mache Neues, jetzt sprießt es auf, erkennt ihr es nicht?
Ja, ich mache in der Wüste einen Weg, in der Einöde Wasserströme...
Das Volk, das ich mir gebildet habe, wird meinen Ruhm verkünden...
Ja, ich bin es, ich tilge deine Vergehen um meinet willen,
und deiner Sünden gedenke ich nicht.
Erinnere mich, lasst uns miteinander rechten,
erzähle doch, damit du Recht bekommst.

Lied **EG 272**
Ich lobe meinen Gott – Je loue-rai L'Eternel
G. Leuschner – C. Fraysse 1976

Neutestamentliche Lesung **Matthäusevangelium 19,9-13**

Glaubensbekenntnis
(s. das Glaubenslied von Gerhard Bauer, Predigthilfe 27.1.2012 , S.29f u. ö.)

oder

Confessio
(nach Volker von Törne in »Zeichen« 2/1977, S. 32f.)

Wovor sollen wir uns fürchten? Wozu brauchen wir dich?
Unbegrenzt sind unsere Möglichkeiten. Grenzenlos ist unsere Freiheit.
Ein Gespött sind uns die Armen.
Du aber sagst: Selig, die schwach sind vor Gott und es wissen.
Ihnen gehört das Reich der Himmel.
Wer kann sich messen mit uns? Gewaltig ist unsere Macht auf den Märkten.
Über Leben und Tod entscheiden wir mit einem Computer-Klick.
Zum Schweigen bringen wir den, der nach Gerechtigkeit ruft.
Du aber sagst: Selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit.
Ihr Hunger wird gestillt werden.

Warum suchen wir dich hinter den Sternen? Bist du nicht bei uns alle Tage?
An vollen Tischen vergessen wir die Hungernden:
Nutzlose Esser sind uns die Alten und Kranken.
Du aber sagst: Selig sind die Barmherzigen.
Sie werden Barmherzigkeit finden.

Warum wenden wir unsere Augen ab von jeglichem Leid?
Warum erheben wir nicht unsere Stimmen gegen das Unrecht?
Taub sind unsere Ohren für die Schreie der Opfer.
Du aber sagst: Selig, die verfolgt werden, weil sie die Gerechtigkeit lieben.
Ihnen gehört das Reich der Himmel.

Lied EG 428, 1-3
Komm in unsre stolze Welt

Predigt
(Predigtimpulse in den Beiträgen zu Psalm 36, Mt 19,9-13 und der Predigt zu Jeremia)

Lied EG 428, 4-5
Komm in unsre stolze Welt

Fürbitten und Segen
Du mit deinem Namen »Ich werde da sein«, wir sehen dich nicht,
aber dein Wort ist unter den Menschen.
»Höre Israel. Er, unser Gott, Er Einer. Hab ihn lieb, deinen Gott,
mit all deiner Seele, mit all deiner Macht.«
Diese Worte, präge sie in unser Herz, beauftrage uns damit!
War dein Wort je imstande, Menschen zu einander zu bekehren,
lass es dann auch in Kraft sein in unserer Mitte – Lichtschein für die,
die nicht und nicht mehr glauben können!
Gib deiner Gemeinde Lehrmeister, dass die Weitergabe deiner Tora
eine Quelle der Freude sein möge – aufmerksam, sorgfältig, begreifend,
nicht zu hoch, nicht zu weit, feurig und nüchtern.
Gib uns Menschen, die dein Wort vollbringen:
Vergebung gegen Rache, Erinnerung gegen Gleichgültigkeit.
Er segne uns mit seinem Licht, mit seinem bewegenden Wort.
Er möge besorgt um uns sein, er schenke uns Frieden.
(Paraphrase nach Huub Osterhuis, s. o.)

Lied EG 344, 1-4
Vater unser im Himmelreich, der du uns alle heißest gleich
(Martin Luther 1539)

Musik zum Ausgang

Ist die Beschneidung von Jungen in Deutschland strafbar?

Hans-Peter Lemmel

1. Urteil des Landgerichts Köln vom 7. Mai 2012 (- 151 Ns 169/11 -)
Die Frage, ob die Beschneidung eines minderjährigen Jungen, die medizinisch nicht erforderlich ist, strafbar ist, ist in der deutschen Strafrechtsprechung (wohl zum ersten und bisher einzigen Mal) vom Amts- und vom Landgericht Köln behandelt worden.

Den Entscheidungen lag folgender Sachverhalt zugrunde:

Im November 2010 nahm ein Kölner Arzt, ein Muslim, in seiner Praxis unter örtlicher Betäubung die Beschneidung eines vierjährigen Jungen vor. Die Beschneidung erfolgte aus religiösen Gründen auf Wunsch der Eltern, die ebenfalls dem islamischen Glauben angehören. Nach zwei Tagen kam es zu Nachblutungen. Die Mutter brachte ihren Sohn in die Universitätsklinik, wo die Blutungen gestillt wurden. Das Landgericht hat offenbar zunächst Zweifel gehabt, ob der Arzt korrekt vorgegangen ist. Nach Einholung eines Sachverständigengutachtens hat es dann aber ausdrücklich festgestellt, dass der Arzt fachlich einwandfrei gearbeitet hat. Der Sachverständige hat ferner ausgeführt, dass die Beschneidung dieses Jungen zur vorbeugenden Gesundheitsvorsorge nicht notwendig war.

Die Staatsanwaltschaft Köln hat den Arzt beim Amtsgericht Köln wegen (gefährlicher) Körperverletzung angeklagt. Das Amtsgericht hat den Arzt freigesprochen. Es hat offensichtlich angenommen, dass die Beschneidung eines Jungen aus religiösen Gründen nicht strafbar ist, wenn sie mit Einwilligung der sorgeberechtigten Eltern vorgenommen wird.

Gegen diese Entscheidung des Amtsgerichts hat die Staatsanwaltschaft Berufung beim Landgericht eingelegt.

Das Landgericht Köln hat den Arzt erneut freigesprochen (Urteil vom 7. Mai 2012). Allerdings hat es den Freispruch anders als das Amtsgericht begründet: Es liege hier eine (einfache) Körperverletzung vor. Sie sei auch – trotz der Einwilligung der Eltern – rechtswidrig. Die Einwilligung sei nämlich unwirksam, weil sie nicht durch das Sorgerecht der Eltern gedeckt sei; denn sie widerspreche dem Wohl des Kindes, weil sie mit dem Grundrecht des Jungen auf körperliche Unversehrtheit und auf freie Entfaltung der Persönlichkeit nicht vereinbar sei. Der Arzt habe aber wegen eines Verbotsirrtums schuldlos gehandelt;

denn er habe das Verbot der Beschneidung nicht gekannt und habe es auch nicht kennen können. Gegen das freisprechende Urteil ist kein Rechtsmittel eingelegt worden, so dass es rechtskräftig ist.

2. Bedeutung des Urteils des Landgerichts Köln

Die Rechtskraft des Urteils bedeutet hier, dass das Strafverfahren des Arztes mit seinem Freispruch endgültig abgeschlossen ist. Die Rechtskraft gilt für die Beteiligten des Verfahrens. Sie hat keine Außenwirkung.

Die Rechtskraft umfasst ferner nur den Urteilstenor (hier: Freispruch) und die tragenden Gründe (hier: Verbotsirrtum), nicht die Ausführungen des Urteils, auf die es für die Entscheidung nicht ankam. Für den Freispruch des angeklagten Arztes war es nicht ausschlaggebend, ob die Beschneidung eine rechtswidrige Straftat war oder nicht; denn weil der Arzt das (angebliche) Verbot nicht kannte und auch nicht kennen konnte, musste er freigesprochen werden.

Nun können allerdings auch Ausführungen in einem Urteil, auf die es für die Entscheidung nicht ankam und die deshalb eigentlich überflüssig sind, faktisch (nicht rechtlich) Bedeutung haben. Das Bundesverfassungsgericht und auch die anderen obersten Gerichte machen gelegentlich solche Ausführungen, um schon einmal einen Hinweis zu geben, wie sich das Recht in einer bestimmten Frage vielleicht entwickeln könnte. Eine solche Bedeutung kommt aber den Entscheidungen der unteren Gerichte niemals zu. Zu den unteren Gerichten gehören die Landgerichte; über ihnen stehen die Oberlandesgerichte und der Bundesgerichtshof. Urteile des Landgerichts mögen im Einzelfall Anregungen für die Entscheidung ähnlicher Fälle durch andere Gerichte enthalten, mehr aber auch nicht.

Das Urteil des Landgerichts Köln ist von einer Kleinen Strafkammer erlassen worden. Die Kammer ist mit einem Berufsrichter (Juristen) und zwei Schöffen (Laien) besetzt. Für die Entscheidung (hier: den Freispruch) sind alle drei Richter verantwortlich; dagegen ist die Begründung im wesentlichen Sache des Berufsrichters. Letztlich stellt also der umstrittene Begründungsteil allein die Rechtsauffassung eines einzelnen Richters dar.

Trotzdem wäre es vielleicht gut, wenn das Urteil des Landgerichts Köln noch einmal von einem anderen Gericht überprüft worden wäre. Das war hier aber praktisch ausgeschlossen. Das theoretisch mögliche Rechtsmittel der Revision konnte der Arzt nicht einlegen, weil er freigesprochen worden war und er deshalb sein Ziel im Strafprozess bereits erreicht hatte. Die Staatsanwaltschaft hatte zwar eine Verurteilung beantragt, war also durch den Freispruch

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde

Elses Geschichte – Ein Mädchen überlebt Auschwitz

Kinder- und Jugendbuch von Michail Krausnick mit Bildern von Lukas Ruegenberg und einem Nachwort von Romani Rose, Vorsitzender des Zentralrats der Deutschen Sinti und Roma, Verlag Sauerländer 2007, 12,90 Euro

Es ist eine wahre Geschichte: Else, 1935 in Hamburg geboren, wird 1936 von der Familie Matulat adoptiert. Als »Zigeunermischling« wird sie 1943 »abgeholt«. Dem Pflegevater Erich Matulat gelingt es, das Mädchen aus einem Schuppen am Hamburger Hafen – dort hatte man die »Zigeuner«, die nach Auschwitz deportiert werden sollten, vorübergehend eingesperrt – frei zu bekommen. Als die Pflegeeltern ein Jahr später die Deportation ins KZ Auschwitz nicht mehr verhindern können, erfährt die Achtjährige, dass sie ein angenommenes Kind ist. Die kleine Else überlebt »Auschwitz« und »Ravensbrück« – dank vieler helfender Menschen in den Lagern. Das eigene Leben gefährdend, kämpft Erich Matulat um seine Pflegetochter – es wird ihm gestattet, sie aus dem KZ Ravensbrück nach Hause zu holen. Anfang der 60er Jahre geht die junge Frau nach London, unter dem Namen Else Baker lebt sie heute in England. Dem Schriftsteller Michail Krausnick hat sie nach Jahrzehnten des Schweigens ihre furchtbare Geschichte erzählt.

Über das Internet ist abzurufen:
Elses Geschichte. Themen und Materialien für eine Bearbeitung im Unterricht hg. vom Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg 2010.

Neben einer einfühlsamen Unterrichtsreihe für die Klassen 5 – 8 gibt es wichtige *Adressen*, Hinweise zu *Literatur* und weiteren Internetlinks, eine *Filmliste* und Informationen zu dem *Theaterstück* »Elses Geschichte« (Junges Theater Heidelberg). *Das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma* in der Heidelberger Altstadt wurde 1997 mit der weltweit ersten Dauerausstellung zum Völkermord an den Sinti und Roma sowie mit zahlreichen überregionalen Bildungsangeboten eröffnet. www.sintiundroma.de

I. S.

Jona – Der widerspenstige Prophet und der gnädige Gott

Beat Weber, Ev. Verlagsanstalt Leipzig 2012, Biblische Gestalten Band 27, 191 S., 16,80 Euro

Wer schon einmal mit den »Werkbüchern« Webers zu den Psalmen gearbeitet hat, weiß, dass er gewiss sich auch »Jona« genau, aufmerksam, sorgfältig und mit großem Engagement für die historischen Sachverhalte nähern wird. So liegt ein Jona-Portrait vor, das der verlässlichen Reihe »Biblische Gestalten« einen weiteren lesenswerten Band hinzufügt. Die zu Leseabenteuern führenden Gedankengänge in Jürgen Ebachs »Kassandra und Jona« (1987) bekommen nach einem Vierteljahrhundert einen historisch gearbeiteten Seitenreferenten, der aber auch herausfordernde Überlegungen des Ebach-Schülers J. D. Döhling zum Motiv der Reue Gottes aufnimmt (114-124). »Jona-Texte der Bibel« beschließen den Band, wozu eine eigene Übersetzung des Jonabuches gehört. Im Kapitel »Wirkungsgeschichte« stehen erneut die faktenreichen Sammlungen von Uwe Steffen bereit. Eine Jonauntersuchung, die, nach anderweitigen Annäherungen, wieder dem Zeit- und Ortskontext zu folgen sich aufmacht – auch eine Begegnung mit der deutlich historisch interessierten Literatur aus der Ökumene.

H. R.

Von Trauer zur Freude

Leitfäden und Texte zu den jüdischen Festen

Elieser L. Ehrmann, neu herausgegeben von Peter von der Osten-Sacken und Chaim Z. Rozwaski, Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum, Bd. 30, Berlin 2012, 624 S. mit einem Vorwort von Daniel Krochmalnik

Krochmalnik spricht im Vorwort von einer »unverhofften Erbschaft«, man kann ebenso von einem offenen Tresor unerwarteter Schätze der pädagogischen Tradition sprechen. Länger als ein halbes Jahrzehnt hat die Arbeit an der sorgfältigen Rekonstruktion von Leben und Werk Ehrmanns gedauert, bis dieser Tresor zwischen Buchdeckeln vorgestellt werden konnte.

Als sich in Deutschland die Schlinge um jüdisches Leben zuzuziehen begann, jüdische Schulkinder und jüdische Lehrkräfte von den Schulen gestoßen wurden, war der Aufbau einer eigenen Lehr- und Lerngemeinschaft eine pädago-

gische Notwendigkeit geworden, mehr noch: ein Widerstand in der Stärkung der eigenen bewussten Traditionsvergewisserung! Dafür wurden Lehrmaterialien, Quellenhefte zusammengestellt, die ihr Profil Elieser L. Ehrmann verdanken – ein unvergleichbarer Schatz an Wissen, Vermittlung, Stoffsammlung und widerständigem Denken und Praxisanleitungen. Diese epochale Leistung wird von P. v. d. Osten-Sacken in »Zur jüdischen Schule und Erziehung in der NS-Zeit« eindrücklich gewürdigt. Die Arbeitspläne mit ihrem immensen Textvolumen werden akribisch präsentiert, woran Andreas Bedenbender und Mareike Witt mitgearbeitet haben. Vor den heute Lesenden liegt, nahezu enzyklopädisch, eine pädagogische Aufbereitung des jüdischen Kalenders von großer Ernsthaftigkeit und Verantwortung, von »Trauer zur Freude«, vom Lesen zum Lernen.

H. R.

Gelobtes Land? Land und Staat Israel in der Diskussion
Eine Orientierungshilfe

hrsg. im Auftrag der EKD, Gütersloher Verlagshaus 2012, 128 S., 6,99 Euro

Wenn EKD, UEK und VELKD sich unter einem Dach finden, müssen offensichtlich der gewaltbereite Antisemitismus und eine Unbestimmtheit christlicher Mentalität gegenüber dem faktischen und politisch handelnden Staat Israel eine »Orientierung« notwendig erscheinen lassen. Sie buchstabiert die elementaren Kenntnisstände zum »Land« in der Bibel und im nachbiblischen Judentum bis zum Zionismus. Die Kapitel »Land und Staat Israel in der Diskussion«, »Evangelisches Staatsverständnis und der Staat Israel« sowie der m. E. eigentliche Schwerpunkt der Studie »Israel – Zeichen der Treue Gottes?« referieren den Diskussionsstand, wobei auch die »Israeltheologien« ernst genommen werden (Barth, Marquardt, Rendtorff, v. d. Osten-Sacken, Klappert), wie auch mit Elias Charcour und Mitri Raheb die Kreise um das virulente »Kairos-Papier« einen Platz bekommen. Die Segenswünsche aus den Psalmen 122 und 128 sind das »letzte Wort« der »Orientierung«. Ein Glossar hilft sicher neu Einlesenden! Der Band ist geeignet, theologischen Gemeindekreisen, Gemeindekirchenratstagungen und anderen Formen evangelischer Erwachsenenbildung gute Impulse zu vermitteln. Laut Widmungswort aus Ps 85,11 werden sich »Frieden und Gerechtigkeit küssen«, anderen Lesarten nach werden sie miteinander im Streit liegen...

H. R.

Tübinger Israeltrilogie – Gedichte 1980-2012

Helmut Zwanger, Klöpfer & Meyer, Tübingen 2012, 280 S., 22.00 Euro
mit einem Vorwort von Karl-Josef Kuschel

»Mit Albrecht Goes, einem Freund Bubers, fand ich in Israel das Volk des ungekündigten Bundes, ›das Volk des Wortes und des Weges‹«, schreibt der Autor im Vorwort, Jg. 1942, Pfarrer und Poet dazu, im Süddeutschen beheimatet und geprägt von unvergesslichen Begegnungen mit dem »Gelobten Land« (ohne Fragezeichen). Geschult im Hören auf Nelly Sachs, Paul Celan, David Rokeah und die Psalmen hat er Notate, Zitate und Stenogramme gesammelt, die von theologischer Ahnungstiefe und ästhetisch-literarischer Sprachsicherheit zeugen. Das Buch hat ein Format, das in jede Begleittasche für Israelreisende passt – seine Gedichte verleihen verlässlich Sprache für das betäubend Unsagbare persönlicher Erfahrungen in Israel.

Kapernaum – Synagogale Fragmente/ Granatäpfel Trauben und Feigen/ Oliven auch Blüten/ und Akanthusblätter-/ wie ein Garten/ könnte die Erde sein/ umbunden mit Stolz/ wenn nicht wäre/ der Wahn/ Nacht/ Kristallnacht/ Steinenacht/ Menschennacht.

H. R.

Rudolf Frank, Theatermann – Humanist – Magier der Sprache

Sabine Neubert, Hentrich & Hentrich, Berlin 2012, Jüdische Miniaturen Bd. 125, 88 S., 9 Abbildungen, 8,90 Euro

Es sind als Druckerzeugnisse Miniaturen, als Bücher aber Medaillons, die seit 1992 an viele Opfer der Naziherrschaft erinnern und den nächsten Generationen weitergegeben werden.

Die Schriftenreihen *Jüdische Miniaturen*, *Jüdische Memoiren*, *Schriften des Centrum Judaicum* stehen unter dem aufmerksamen Patronat von Hermann Simon, der zu den Schwerpunkten Jüdisches Leben und Zeitgeschichte erstaunliche Entdeckungen vorstellt, die sonst unter dem geschäftigen Flugsand des Medienbetriebes verschwunden wären. Dafür gebührt ihm angemessener Dank!

Sabine Neubert erzählt so lebhaft wie gelassen, ein wenig im Stil der Berliner Stadtflanierer Franz Hessel und Heinz Kobloch, von dem furiosen Theater-

zauberer Rudolf Frank (1886-1979), dessen Leben eine durchgehend temporeiche Aufführung war, eine permanente Premiere mit atemberaubenden Generalproben in vielen Ländern Europas. Ständig läutet es zum nächsten Akt, wieder wird man auf das Aufregendste von der Bühne her unterhalten!

Eine Miniatur, nein, ein Medaillon für das Theaterhandtäschchen oder die Jackettseitentasche...

H. R.

Marias Panzerhemd und Josefs Hosen

Kurioses und Verborgenes in der christlichen Kunst

Josef Imbach, Patmos Verlag Ostfildern 2011, 212 S., 19,90 Euro

»Wenn einmal in einem Gespräch zufällig von einer Kreuzwegstation die Rede ist, denken manche an Verkehrsampeln, die man durch einen Kreisel ersetzen könnte.«

Dieser salopp-ironischen Anmerkung des Autors (S. 9) ist kaum zu widersprechen. In der Berliner Gemäldegalerie, auch in anderen Museen mit christlicher Kunst, begegnet man häufig Besucher_innen, die bewundernd und ratlos zugleich vor den grandiosen Werken der mittelalterlichen Kunst verweilen. Vermutlich aus ästhetischen und museumspädagogischen Gründen beschränken sich die Anmerkungen zu den Gemälden und Skulpturen auf Künstlername, Entstehungsdatum und Titel. Vermutlich auch deshalb ist – laut Statistik – die Verweildauer vor den einzelnen Werken verblüffend kurz. Denn ich sehe ja nur, was ich weiß! Die Audioguides sind da wahre Nothelfer. Und Imbachs Einführung in die Symbolsprache der christlichen Kunst ein hervorragender Wegbegleiter durch die Welt der Bilder. Er eignet sich nicht nur zur Vorbereitung eines Ausstellungsbesuches, sondern auch als ein hin und wieder aufzublätterndes Vademecum im Museum. Daher soll nun noch verraten werden, was es mit Josefs Hosen auf sich hat: Die Legende erzählt, dass Josef sich seiner Beinkleider entledigte und sie Maria weiterreichte, um damit das Kind in der grimmigen Kälte der Herberge zu wärmen. Neben den Kindheitsgeschichten widmet sich Josef Imbach u. a. den Christussymbolen, Eva und Maria, den Heiligen und am Schluss einigen provokanten Bildnisthemen (»Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind«!) in dem Kapitel »Kirche und Kunst im Clinch«.

I. S.

Die Apfelprinzessin

Jenny Han, 2012 dtv 62532, 122 S. 7,95 Euro

»Ich bin Clara Lee, so amerikanisch wie Apple Pie.« Clara Lee lebt in einer amerikanischen Kleinstadt, in Bramley. Sie hat eine jüngere Schwester, die – wie kann es anders sein – nervt! Clara ist neun Jahre alt und geht in die dritte Klasse – für diese Altersgruppe ist die Erzählung von einem Mädchen mit »Migrationshintergrund« bestens geeignet. Sie möchte beim nächsten Erntedankfest gerne die Apfelprinzessin werden. Dem steht so allerlei im Wege, nicht zuletzt die Meinung ihrer Klassenkameradin Dionne, Clara sei nicht amerikanisch genug, denn ihr geliebter Großvater sei ja aus Korea eingewandert. Und daher lernt man als Leser/in auch einige koreanische Speisen und Traditionen kennen, und natürlich wird Clara dann doch Apfelprinzessin. In dem wunderschönen Kleid, das ihr Opa aus Korea mitgebracht hat, begleitet sie die Apfelkönigin, ein Mädchen aus einer der oberen Klassen. Und Clara wird für diese Aufgabe ausgezeichnet, weil sie vor der ganzen Schulversammlung ohne Spickzettel erzählen kann, was so schön ist in Bramley und warum sie dort so gerne lebt. Jenny Han erzählt diese große Geschichte eines noch recht kleinen Mädchens charmant und liebenswürdig.

I. S.

Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin

Michael Degen, List-Verlag, 3. Auflage 2011, 332 S., 9,95 Euro

Viele kennen ihn als den lustigen und ab und zu auch etwas verwirrten Chef des italienischen Kommissars Brunetti in der ARD Krimiserie *Donna Leon*. Aber was viele wohl eher nicht ahnen: Der stets liebenswürdige und sympathische Mann hat eine schwere Kindheit hinter sich. Michael Degen ist im Alter von gerade einmal elf Jahren mit seiner Mutter Anna auf der Flucht gewesen, auf der Flucht vor den Nationalsozialisten. Denn seine Mutter war Jüdin. Sein Vater war früh gestorben, sein Bruder im Ausland, sicher vor den Nazis. Er und seine Mutter kamen bei Freunden und Fremden unter, denen das Leben dieser beiden Juden so wichtig war wie ihr eigenes. Schon früh musste Michael lernen selbstständig zu werden. Zugleich traurig, abenteuerlich und spannend erzählt Michael Degen die Geschichte seiner Kindheit. Schon in den jungen Jahren des Kindseins musste er mit seiner Mutter Schwerstes durchmachen.

Oft unter gefährlichen Bedingungen und meist ohne Geld lebten sie versteckt in Gartenkolonien oder bei Fremden. Viele Hürden mussten sie überwinden, am hellen Tag und auch in der Nacht. Michael Degen musste mit ansehen, wie Freunde, die ihnen geholfen hatten, starben. Er musste mit ansehen, wie Bomben die Stadt zerstörten. Seine Mutter wurde immer verzweifelter, ihr fehlte die emotionale Kraft zum Weglaufen. Später schrieb Michael Degen: Nicht alle waren Mörder.

»Ein ebenso anrührendes wie spannendes Stück deutsche Geschichte, das man atemlos verschlingt.« (TZ)

Nadja Onken, 14 Jahre

KAPITEL IV

ASF-Freiwillige berichten

Die Klavierlehrerin

ASF-Freiwillige kümmern sich in der Ukraine um ehemalige NS-Zwangsarbeiter_innen und Opfer des stalinistischen Regimes. Leonie Barabas-Weil, ASF-Freiwillige in Czernowitz in der Ukraine, berichtet von ihren Begegnungen mit Anna.

Zwei Mal in der Woche besuche ich eine Frau, nennen wir sie hier Anna. Annas Geschichte ist keine schöne Geschichte. Anna ist 60 Jahre alt und kann sich nicht mehr bewegen. Doch sie will in kein Altenheim, denn schließlich sei sie »noch nicht alt«. Ich kann sie verstehen. Also liegt Anna bei sich zu Haus auf ihrem Schlafsofa. Es riecht muffig und das Zimmer ist trostlos eingerichtet. Die altrosa Tapete bröckelt von den Wänden, an einer Seite steht ein großes dunkelbraunes Regal, das die gesamte Wand verdeckt. Das Nötigste ist dort verstaut.

Außerdem gibt es einen kleinen Tisch, zwei Stühle, ganz einfach, und dann das alte Schlafsofa mit dem verblichenen Blümchenmuster, daneben ein Hocker mit Tassen, Kerzen, einem Telefon und einer Plastikschale mit Zetteln, dicht beschrieben mit Telefonnummern. Auf dem Schlafsofa liegen Plastikdosen, gefüllt mit Essen, damit Anna versorgt ist, wenn niemand da ist.

Ich bringe Anna jedes Mal ein kleines selbstgemaltes Bild mit, Blumen oder Schmetterlinge, damit das Zimmer ein wenig freundlicher wird. Diese Motive mag Anna, aber sie will nicht, dass ich sie an die Wand hänge, sie will die Bilder bei sich haben, sie anfassen können. Anna hat Angst in geschlossenen Räumen, deswegen steht ihre Wohnungstür immer offen. Zu stehlen gibt es nichts, doch Straßenkatzen kommen in die Wohnung, die Anna nicht vertreiben kann.

Wenn ich gehe, weint Anna

Einst war Anna Klavierlehrerin, doch nun sind ihre Finger verkrampft und in Bandagen gewickelt. Sie hat Hautprobleme und kratzt sich ihre Haut auf. Sie stöhnt dabei. Anna hat einen Sohn, der aber in Amerika lebt und sie – angeblich – hasst. Die Gründe kenne ich nicht. Der Vater des Sohnes war ihr Geliebter. Er hatte schon Frau und Kinder. Jetzt ist Anna ganz allein. Es kommt eine Frau zu ihr, die sie wäscht, wickelt, für sie kocht und die Wohnung putzt, und es gibt auch noch mich. Wenn ich zu ihr komme, setze ich mich stets an das Ende des Sofas und höre zu. Ich frage nicht mehr, wie es ihr geht. Ich weiß die Antwort schon. Sie bedankt sich, dass ich gekommen bin und das nur für sie. Es ist ihr besonders wichtig. Anna erzählt oft das Gleiche, sie

weint. Dann soll ich ihr das einzige Foto bringen, das sie besitzt. Es ist schon alt und verblichen. Man sieht ein lächelndes Pärchen und in der Mitte zwischen der jungen Anna und dem Mann sitzt ein Junge auf einem Sofa. Es muss eine schöne Zeit gewesen sein.

Anna würde gerne an die frische Luft kommen, spazieren gehen, doch das geht hier nicht. So lebt Anna ein bisschen durch mich. Immer fragt sie, was ich gegessen habe, wie das Wetter ist, wo ich heute gearbeitet habe. Wenn ich gehen muss, weint Anna wieder, versichert sich, dass ich wiederkomme und ruft dann nochmal an. Ja, ich komme wieder, gleicher Tag, gleiche Uhrzeit.

Leonie Barabas-Weil, Jahrgang 1992, kommt aus Frankfurt/M. und arbeitete bis August 2012 als ASF-Freiwillige in Czernowitz (Ukraine) im Jüdischen Museum und in der Offenen Altenarbeit.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Leonie Barabas-Weil wurde durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes gefördert.

»Die Erinnerung verbindet uns, die Erinnerung trennt uns.«

Wenn Anna-Lena Nickelmann, ASF-Freiwillige in Amsterdam, einmal in der Woche die ehemalige Widerstandskämpferin Mirjam Ohringer besucht, dann muss sie viel erzählen. Denn die 87jährige möchte alles über das Leben der jungen Deutschen erfahren.

»Anna, erzähl doch noch mal etwas über deine Familie!«, fordert Mirjam Ohringer mich immer wieder auf. Dabei ist ihre eigene Geschichte doch viel bedeutender als meine. Schon mit 14 Jahren hat Mirjam Ohringer illegale Zeitungen hergestellt und ausgetragen, Geldmarken besorgt und Plätze zum Untertauchen organisiert. Als Jüdin ist sie während des Zweiten Weltkrieges in Amsterdam zusammen mit ihrer Familie und Freunden im Widerstand gegen die deutsche Besatzung aktiv gewesen. Heute berichtet die Siebenundachtzigjährige als Zeitzeugin von ihrer Arbeit im Widerstand, von ihrer Familie, ihren Verlusten und Erfahrungen.

Jeden Freitag besuche ich Mirjam Ohringer. Dann reden wir. Über sie und über mich. Am Anfang fand ich ihre Fragen nach meinem Leben merkwürdig. War es nicht sie, deren Geschichte interessant war? Sollte ich ehrlich sein und beispielsweise sagen, dass alle meine Großeltern noch leben, wenn nahezu ihre ganze Familie von den Nazis ermordet wurde? Warum haben meine Geschichten immer ein gutes Ende und ihre Geschichten nicht?

Zu meinem Erstaunen verfolgt sie meine Erzählungen über meine Familie, über mein Leben, über meinen ersten Freund mehr als gespannt und fragt auch immer wieder nach einzelnen Personen. Mittlerweile ist es für mich »normaler«, dass auch ich erzähle und oft habe ich das Gefühl, dass sie sich an meinen Geschichten auch erfreuen kann.

»Anna, wer war eigentlich dein erster Freund? Erzähl mir etwas über ihn!« Ihre erste große Liebe hat Mirjam Ohringer während ihrer Widerstandszeit kennen gelernt. Was genau passiert ist, soll hier nicht geschrieben werden. Doch noch heute denkt sie an ihn zurück. »Anna, kannst du dir vorstellen, wie schrecklich das damals war? Ich habe ihn so sehr geliebt!« Sollte ich ihr nun davon berichten, dass ich meinen ersten Freund manchmal noch sehe?

An dem Tag, an dem ihre erste große Liebe Geburtstag gehabt hätte, sagte sie am Ende unseres Treffen: »Anna, wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann würde ich ihn mir zurück in die Gegenwart wünschen. Aber irgendjemand, vielleicht ein Gott oder das Schicksal hat entschieden, dass das nicht sein

soll..., bei dir ist es anders und du musst froh darüber sein. Nicht jeden Tag, denn auch dein Leben ist nicht perfekt. Aber vergiss nicht, wie gut es Gott oder das Schicksal mit dir meint.«

Es war das erste Treffen, bei dem ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Sie schaute mich an und sagte: »Anna, ich bin so froh, dass du heute bei mir warst!«

Anna-Lena Nickelmann, Jahrgang 1991, kommt aus Niedersachsen und war bis August 2012 ASF-Freiwillige im Anne-Frank-Haus in Amsterdam.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Anna-Lena Nickelmann wurde durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Die Geschichte meines Opas ist auch meine Geschichte

Vera Khorosheva arbeitete als eine von 20 internationalen Freiwilligen ein Jahr lang in der Gedenkstätte Augustaschacht. In dem früheren Bergwerk richtete die Gestapo Osnabrück Anfang 1944 ein Arbeitserziehungslager ein. Neben einer Dauerausstellung über Zwangsarbeit im Osnabrücker Land zeigt die Gedenkstätte wechselnde Sonderausstellungen zum Thema.

Der Bruder meines Großvaters kämpfte im Zweiten Weltkrieg an der Front und gilt als vermisst. Wir wissen bis heute nicht, was geschehen ist, wie er zu Tode kam. In der Gedenkstätte, in der ich ein Jahr lang als Freiwillige arbeite, sehe ich viele Namen von Soldaten und ihren Angehörigen. Ich wage es kaum mir vorzustellen, wie sie fühlten, als sie die Nachricht vom Tod ihres Sohnes oder Ehemannes erhielten. Ich denke an meinen Großvater, der seinen Bruder verlor. Die Geschichte meines Opas ist auch meine Geschichte.

Wenn ich Briefe an Angehörige schicke und die Unsicherheit auflösen kann, was mit ihren Liebsten geschah, dann habe ich jedes Mal Sorge, ob sie unsere Nachricht auch wirklich erreicht. Ich hoffe so sehr, dass sie fühlen: »Da sind heute Menschen, die sich um das Schicksal meiner Angehörigen kümmern, obwohl sie diese ja gar nicht kennen.« Schließlich will ich mich eines Tages selbst auf die Suche begeben – auf die Suche nach der Geschichte meines Großvaters.

Bevor ich für meinen Freiwilligendienst nach Deutschland kam, habe ich mir viele Gedanken darüber gemacht, was ich in das Projekt einbringen kann. Eine Gedenkstätte arbeitet mit Menschen, die viele schreckliche Situationen erlebt haben, die häufig der wichtigste Teil ihres Lebens sind. Ich traf zum Beispiel eine Frau, die das Konzentrationslager Auschwitz überlebte. Ihre Mutter wurde dort ermordet. Sie hatte später ein gutes Leben, genug Geld, schöne Kleidung, nette Kinder und einen guten Ehemann. Aber immer wieder sagte sie plötzlich: »In Auschwitz gab es nie Kuchen, kein Kaffeetrinken. Es gab fast nichts zu essen.«

Viele, viele Jahre lang haben die Überlebenden ihre Geschichte niemandem erzählt. Sie wollten nicht erinnert werden, hatten kein Bedürfnis zu reden oder Angst davor. Eines Tages aber erzählen sie ihre traurige Geschichte. Ich habe in meinem Freiwilligenjahr erkannt, dass genau dies meine Aufgabe, mein Auftrag ist: Ich kann ihnen zuhören, ihnen meine Aufmerksamkeit, mein Mit-

gefühl zuteil werden lassen. Wenn ich bemerke, dass sie sich mir öffnen und bereit sind, ihre Geschichte zu erzählen, weiß ich, dass sie mir vertrauen. Das macht mich glücklich.

Vera Khorosheva, Jahrgang 1988, kommt aus Perm in Russland, leistete 2011/12 einen Freiwilligendienst in der Gedenkstätte Augustaschacht in Osnabrück.

Neben ca. 150 deutschen Freiwilligen, die mit ASF ins Ausland gehen, engagieren sich gegenwärtig 20 internationale Freiwillige in Deutschland. Die Freiwilligen kommen aus verschiedenen Ländern, sie leben meist in größeren Städten und arbeiten in Gedenkstätten und Museen. Sie besuchen alte Menschen der jüdischen Gemeinde und ehemalige Häftlinge, unterstützen Menschen mit Behinderungen und engagieren sich in Menschenrechtsorganisationen sowie in Flüchtlingsprojekten.
Darüber hinaus absolvieren Freiwillige aus Polen und Deutschland einen Friedensdienst in Großbritannien und Freiwillige aus der Ukraine und Deutschland in Polen.

Mehr Informationen unter www.asf-ev.de/deutschland.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Vera Khorosheva wurde durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes gefördert.

HALIL SHALA (10) IN ROTENBURG (WÜMME) IN DEUTSCHLAND GEBOREN UND ZUR SCHULE GEGANGEN, 2010 ABGESCHOBEN. BORN AND ATTENDED SCHOOL IN ROTENBURG (WÜMME) IN GERMANY, DEPORTED IN 2010.

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

An diesem Sonntag Septuagesimae kommen das Kirchenjahr und das politische Jahr an einem sensiblen Punkt zusammen: Mit dem Sonntag – 70 Tage vor Ostern – beginnt die Passionszeit; zugleich erinnert dieser 27. Januar an die Opfer des Nationalsozialismus, er ist der weltweit wahrgenommene Holocaust-Gedenktag.

»Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer« – mit dem Wort des Propheten Hosea, das Jesus von Nazareth auch zu seinem Leitwort macht, sind die vielfältigen Formen der Barmherzigkeit in Gemeinde und Gesellschaft aufgerufen. Die aktive Friedensarbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste wirkt seit mehr als einem halben Jahrhundert mit an den Verpflichtungen aktiver Barmherzigkeit in den Ländern, die von einem kriegerisch-unbarmherzigen Deutschland überzogen wurden: Die mehr als 180 Freiwilligen engagieren sich in Gedenkstätten, begleiten und betreuen Holocaust-Überlebende, helfen Flüchtlingen, Obdachlosen, sozial Benachteiligten und Menschen mit Behinderungen in Europa, Israel und den USA. In den »Predigthilfen« für die Gemeinden berichten sie regelmäßig aus dem Alltag ihrer Arbeit. Mit ihren Möglichkeiten und der ihnen gegebenen Zeit wollen sie an einer Kultur mitarbeiten, die von Barmherzigkeit geprägt ist und die Werke der Barmherzigkeit unter heutigen Maßstäben tun.

Wir bitten Sie heute, an diesem Sonntag der Erinnerung und des Beginns der Passionszeit, diese Arbeit zu unterstützen! Freiwillige sind bereit, in Ihrer Gemeinde von der Arbeit zu berichten!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
Nr. 311 37-00 / BLZ 100 205 00

Autor_innen

Beate Barwich, Theologin, gehört seit der Gründung zum Freundeskreis von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Sie ist in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit vielfach engagiert.

Christina Isabel Brüning, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität Berlin, FB Philosophie und Geisteswissenschaften: Didaktik des Englischen / FB Geschichts- und Kulturwissenschaften: Didaktik der Geschichte

Marie Hecke, Studentin der Theologie, 2006/07 Freiwillige der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Minsk, Belarus

Christian Keller, Dekan i. R., Villingen-Schwenningen

Dr. Hans-Peter Lemmel, Richter am Bundesverwaltungsgericht a. D.

Dr. Matthias Loerbroks, war Sühnezeichen-Freiwilliger in Israel, hat bei Friedrich-Wilhelm Marquardt studiert, Pfarrer in Berlin, Vorstandsmitglied der Landesarbeitsgemeinschaft Juden und Christen

Nadja Onken, 14 Jahre, Berlin

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, näheres: www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: h.m.ruppel[at]gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: ille.schmidt[at]arcor.de

Aline Seel, Studentin der Theologie, 2005/06 Freiwillige der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Krakau, Polen

Dr. Christian Staffa, Theologe; 1999-2012 ASF-Geschäftsführer, Kontakt: staffa[at]ipn.de

Prof. Dr. Wolfgang Wippermann, Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin, Autor zahlreicher Veröffentlichungen zu den Themen Antiziganismus, Nationalsozialismus und zur Geschichte des Kommunismus

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Uwe Neumärker, Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

Seite 5, 16/17, 30, 44, 70: Nihad Nino Pušija, in: Duldung Deluxe. Passport, 2012 Archiv der Jugendkulturen Verlag KG, Berlin; Vertrieb: E-Books, Privatkunden und Mailorder: www.shop.jugendkulturen.de

Seite 9, 13, 23, 55: Ingrid Schmidt

Seite 63: Leonie Barabas-Weil

Seite 69, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 3 113 700, BLZ 100 205 00
Redaktion: Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa, Jutta Weduwen
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 2.700 Stück | Ausgabe: November 2012
Titelbild: Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

(Bankleitzahl)

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken, bestempeln oder beschmutzen.

SPENDE

Empfänger (max. 27 Stellen): ASF e.V.

Konto-Nr. des Empfängers: 3113700

Bankleitzahl: 10020500

bei (Kreditinstitut): Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

EUR

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen): PH 27. Januar 2013

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: max. 27 Stellen)

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung Ihre Spender-/Mitgliedsnummer oder Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeber/in

Konto-Nr. Kontoinhaber/in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
BLZ 100 205 00 / Konto 311 37 00

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 4. Juli 2011 für die Jahre 2008 bis 2010 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 EUR gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 EUR schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeber/in / Quittungsstempel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin